

THEOLOGISCHES

Katholische Monatsschrift

Begründet von Wilhelm Schamoni

Jahrgang 38, Nr. 07/08

Juli/Aug 2008

INHALT

Joseph Schumacher Was die Verkündigung und die Heilssorge der Kirche an der Wurzel paralyisiert	214
David Berger „Widerschein des Himmels“ – Zum 50. Todestag von Pius XII. ...	221
Peter H. Görg Wunder sind Tatsachen – Die Zeugnisse der Kanonisationsakten	247
Impressum	254
Joseph Overrath Documenta Vaticana – Kirchenhistorische Dokumente	255
Walter Hoeres Lob der Regression – Theologie zwischen Bilderkult und Bildersturm	257
KONTROVERSE	
Albert Mock Meine Begegnung mit Heroldsbach (Oktober 1963)	261
Franz Norbert Otterbeck Die Revolution tagt in Lindenthal – Ein Bericht und Kommentar	269
BUCHBESPRECHUNGEN	
Harm Klüeting – E. Habsburg-Lothringen: Das Ende des Neothomismus – Die 68er, das Konzil und die Dominikaner	271
Josef Spindelböck – Reinhard Dörner (Hg.) Der Wahrheit die Ehre! Der Skandal von St. Pölten	277
– W. Freistetter / R. Weiler (Hg.): Mensch und Naturrecht in Evolution	279

JOSEPH SCHUMACHER

Was die Verkündigung und die Heilssorge der Kirche an der Wurzel paralyisiert

Eine immer größere Zahl von Theologen aus den verschiedenen Lagern vertritt heute einen Heilsoptimismus, der den Entscheidungscharakter des menschlichen Lebens auflöst und die Sünde zu einem leeren Begriff macht.

Ende der siebziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts erklärte Karl Rahner (+ 1984) in der Freiburger Diözesanakademie kategorisch, alle Menschen fänden das Heil, eine Hölle gebe es zwar, aber sie sei leer. Auf die Frage, ob denn auch der zu Gott komme, der es gar nicht wolle, bemerkte er, Gott könne auch den widerspenstigen Willen des Menschen umwandeln, alle Menschen seien in der immer größeren Liebe Gottes geborgen¹.

Vielfach sagt man heute, die Glückseligkeit des Einzelnen hänge ab von der Glückseligkeit aller, und wenn nicht alle einmal bei Gott seien, dann sei das Glück der Seligen nicht vollendet. Manche Vertreter der Kirche und der Theologie erklären auch, die Heilsgeschichte komme erst dann zum Ziel, wenn alle Menschen bei Gott seien, und weil Gott alle Menschen liebe, könne er den Himmel nicht wollen, wenn nicht alle ihn erreichten. Andere stellen fest, Gott sei die Liebe, weshalb er keinen Menschen für immer verwerfen könne, oder der Mensch sei in seiner Schwäche gar nicht in der Lage, eine Todsünde zu begehen. Auch darauf verweist man gern in diesem Zusammenhang, dass man nach der Lehre der Kirche von keinem einzigen Menschen mit Sicherheit sagen kann, dass er verdammt ist, und erschließt daraus, dass die Hölle leer sei, oder man bemerkt, wer immer damit rechne, dass auch nur einer in der Hölle sei, beweise damit, dass er kein Christ sei. Eine weitere Gruppe von Theologen und Amtsträgern in der Kirche behauptet zwar nicht, die Hölle sei leer, glaubt es aber hoffen zu dürfen oder gar zu müssen, oder sie bringen die alte Apokatastasis-Lehre des Origenes (+ 253/54) zu neuen Ehren. Oftmals wird heute nicht nur die Hölle in Frage gestellt, sondern auch das Fegfeuer, das Purgatorium.

Natürlich ist es nicht unbedingt die Aufgabe der Theologie und der Verantwortlichen in der Kirche, Spekulationen über die

¹ Verfasser bezeugt diese Aussagen, er hat sie mit eigenen Ohren vernommen.

Hölle anzustellen, wohl aber ist es ihr Auftrag, das Dogma in der ganzen Strenge seines Realitätsanspruches festzuhalten und die Menschen dahin zu führen, dass sie ihr Leben angesichts der realen, nicht nur der unrealen Möglichkeit, des ewigen Scheiterns meistern und die Offenbarung als einen Anspruch von letzter Ernsthaftigkeit verstehen.

Die Lehre von der Hölle ist schwer zu begreifen für die natürliche Vernunft, aber das hat sie gemeinsam mit vielen Glaubenswahrheiten. Die Glaubenswahrheiten übersteigen, transzendieren die Vernunftwahrheiten per definitionem. Die Lehre von der Hölle steht nicht im Zentrum der Offenbarung, sie ist in ihr jedoch ein wesentliches Element, wenngleich sie mit dem Gedanken von der Endgültigkeit ewiger Unfertigkeit und Pein manche Fragen aufgibt.

Immerhin begegnet uns die Vorstellung einer ewigen Hölle nicht selten in der Religionsgeschichte, etwa im Taoismus, im Hinduismus, im Amida-Buddhismus, im Parsismus und im Islam, um nur einige höhere Religionen zu nennen. Bei den Griechen vertreten sie Homer und Plato. Die frühe Kirche bekennt sich eindeutig zur Möglichkeit der ewigen Verdammnis. Die Kirchenväter begründen die Notwendigkeit der Existenz der Hölle mit der Gerechtigkeit Gottes. Die Apokatastasis-Lehre des Origenes wird wiederholt durch das Lehramt der Kirche verurteilt².

Seit dem frühen Mittelalter wird die Ewigkeit der Hölle ausdrücklich als zum Glauben der Kirche gehörend bezeugt durch das Symbolum „Quicumque“³. Im Hochmittelalter wird sie thematisiert durch das 4. Laterankonzil von 1215⁴ und durch die dogmatische Konstitution „Benedictus Deus“ (1336) des Papstes Benedikt XII⁵. In diesen Verlautbarungen des Lehramtes der Kirche erschöpfen sich diesbezüglichen Lehräußerungen der Kirche indessen bei weitem nicht. Es können hier aber noch viele Stellen genannt werden, in denen die Kirche ausdrücklich erklärt, dass diejenigen, die ihre Berufung zur Vollendung ablehnen, vom ewigen Verwerfungsratschluss Gottes getroffen werden⁶.

Natürlich kann es auf keinen Fall eine Reprobation geben ohne die Sünde und die Unbußfertigkeit des Sünders, wie das etwa im Calvinismus, aber auch bei Wyclif (+ 1384) und Hus (+ 1415) der Fall ist, denn Gott liebt alles, was er gemacht hat, und er will nicht das Verderben seiner Geschöpfe.

Das Konzil von Trient erklärt lapidar: „Die Gnade der Rechtfertigung ist verlierbar und geht tatsächlich durch jede Todsünde verloren“⁷.

Die Christusgemeinschaft des Menschen ist gefährdet, solange er sich im „status viatoris“ befindet, und zwar durch die Anfechtungen, die durch die vorläufige Herrlichkeit der Schöpfung sowie durch die Wankelmütigkeit des menschlichen Herzens bedingt sind.

Das Neue Testament, stellt den Menschen eindeutig vor die Möglichkeit seines ewigen Scheiterns trotz der Hervorhebung

des erbarmenden Willens Gottes. Eine Reihe von Stellen im Neuen Testament betont unmissverständlich, dass die Endgültigkeit der Verwerfung keine Theorie ist⁸. Eindrucksvoll werden im Neuen Testament die Qualen der Hölle geschildert, wenn es da heißt, dass in ihr der Wurm nicht stirbt und das Feuer nicht erlischt⁹, dass dort „äußerste Finsternis“ und „Heulen und Zähneknirschen“¹⁰ sein werden, weil die Verdammten sich als vom Reich Gottes ausgeschlossen erkennen¹¹. Schon das Alte Testament kennt die Vorstellung von dem nicht sterbenden Wurm und dem nicht erlöschenden Feuer¹², von der Auferstehung „zu Schmach und ewiger Schande“¹³. Der Ort der Schmach heißt im Alten wie auch im Neuen Testament Gehenna. Das ist eine Bezeichnung, die anknüpft an das Hinnontal südlich vom Sionsberg, wo der Überlieferung nach die Israeliten Götzendienst trieben und dem Moloch Kinder als Opfer darbrachten¹⁴. Die Gehenna ist jener ewige Strafort, der „dem Teufel und seinen Engeln bereitet ist“¹⁵, der allen droht, die nicht zu Umkehr und Glauben bereit sind und das von Gott angebotene Heil verschmähen¹⁶. Der Gehenna verfällt der ungetreue Knecht¹⁷, der faule Knecht¹⁸, der, der Einladung Gottes widerstrebt¹⁹, der ohne das hochzeitliche Gewand der Gnade vor Gott erscheint²⁰ und der unbarmherzig ist²¹.

Auch in der urchristlichen Verkündigung wird die furchtbare Wahrheit von der Verdammnis nachdrücklich eingeschärft. Im 1. Petrusbrief heißt es: „Wenn kaum der Gerechte gerettet wird, wie wird es dann mit dem Gottlosen und dem Sünder aussehen“²², im 1. Timotheusbrief lesen wir: „Wenn wir ihn ... verleugnen, wird er auch uns verleugnen ...“²³, und im Hebräerbrief: „Wenn wir nämlich mit Wissen und Willen sündigen, nachdem wir doch die Erkenntnis der Wahrheit empfangen haben, bleibt uns kein Opfer mehr für solche Sünden, nur eine schreckliche Erwartung des Gerichtes ... Furchtbar ist es, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen“²⁴.

Die Gerichtspredigt spielt eine nicht geringe Rolle bei den alttestamentlichen Propheten, aber auch bei Jesus tritt sie unübersehbar hervor, auch wenn seine Botschaft sich zunächst als Frohe Botschaft darstellt. Das Gericht ist indessen die Kehrseite seiner Basileia-Predigt. „Wer nicht glaubt und sich nicht taufen lässt, wird verdammt werden“ heißt es im Markus-Evangelium²⁵. Nach Joh 8, 24 vollzieht sich im Verhalten der Menschen zu Jesus im Glauben oder im Nichtglauben schon jetzt das Gericht. Gemäß dem Matthäus-Evangelium trifft jene, die

⁸ Lk 16, 22; Mt 25, 31-46; Jak 3, 1; Apk passim.

⁹ Mk 9, 43.

¹⁰ Mt 8, 12; 13, 42; 22, 13; 24, 51; 25, 30.

¹¹ Lk 13, 28; vgl. 14, 24.

¹² Jes 66, 24.

¹³ Dan 12, 2; vgl. Jes 60, 24.

¹⁴ 2 Kö 23, 10; Jer 32, 35.

¹⁵ Mt 25, 41.

¹⁶ Mt 5, 29; 13, 42; 22, 13 u. ö.

¹⁷ Mt 24, 51.

¹⁸ Mt 25, 30.

¹⁹ Lk 14, 24.

²⁰ Mt 22, 13.

²¹ Mt 25, 41ff.

²² 1 Petr 4, 18.

²³ 2 Tim 2, 1.

²⁴ Hebr 10, 26f. 31; vgl. Gal 5, 21; 2 Thess 1, 9; Hebr 9, 15; 6, 2; 2 Petr 1, 11; 2, 9.17; Apk 14, 9ff.; 20, 14; Rö 2, 5f.

²⁵ Mk 16, 16.

² Denzinger-Schönmetzer, Nr.Nr. 212. 342. 443. 485 u. ö.

³ Ebd., Nr. 76.

⁴ Ebd., Nr. 801.

⁵ Ebd., Nr. 1002.

⁶ Vgl. etwa ebd., Nr.Nr. 621 - 624 (Synode von Quierzy im Jahre 853), Nr. 625 - 629 (Synode von Valence im Jahre 855) und Nr. 1567 (Konzil von Trient 1545-1563).

⁷ Ebd., Nr. 1544.

sich gegen ihn entscheiden, die Bannformel „ich kenne euch nicht“²⁶. Die Vergeltung im Gericht bestimmt sich nach dem Glauben an den Herrn und an sein Wort und nach den daraus hervorgehenden Werken²⁷. Die Alternative des ewigen Lebens ist der ewige Tod. Jesus erklärt: „Breit ist der Weg, der zum Verderben führt und eng ist der Weg, der zum Leben führt ...“²⁸, „viele sind berufen, wenige aber auserwählt“²⁹. Diesen Gedanken greift Paulus auf, wenn er seine Gläubigen ermahnt: „Wirket euer Heil mit Furcht und Zittern“³⁰.

Zwar begegnet uns bei Paulus eine starke Heilsoversicht, sofern die christliche Hoffnung für ihn auf den schon erfolgten Heilstaten Gottes gründet³¹. Dem stehen jedoch andere Aussagen gegenüber, die dem Christen das Gericht nach den Werken³² und den Ernst der Heilssituation³³ vorhalten, die zu heilsamer Furcht mahnen³⁴ und dem Lasterhaften den Ausschluss vom Reiche Gottes androhen³⁵. Diese Texte dürfen nicht abgeschwächt werden, wenngleich Paulus auch mit der Bewährung des vom Geist Gottes getriebenen Christen sowie mit irdischer Läuterung durch die Zucht des Herrn rechnet³⁶.

Die Aussagen über die Rechtfertigung sind bei Paulus in einer gewissen Schwebelage. Einerseits warnt Paulus vor vermessenem Vertrauen im Hinblick auf das Heil und fordert auf, es in Furcht und Zittern zu wirken, andererseits ist er zuversichtlich im Hinblick auf seine Rechtfertigung. Diese „Dialektik“ entspricht jedoch gänzlich den Grundaussagen des Neuen Testaments, das auf der einen Seite die Gemeinschaft mit Christus und die daraus resultierende Freude, auf der anderen Seite aber den Entscheidungscharakter der christlichen Existenz betont. Deshalb müssen Hoffnung und Furcht das Leben des Christen bestimmen, wobei der Akzent auf der Hoffnung liegt. Die Grundhaltung des Christusgläubigen darf in jedem Fall die Zuversicht sein, vorausgesetzt, dass er sich bemüht, seiner Berufung gerecht zu werden. Aber, wer steht, sehe zu, dass er nicht falle³⁷.

Der Ernst des drohenden ewigen Heilsverlustes gehört unverkennbar zur christlichen Existenz. Der Christ darf auf das Heil hoffen, zugleich aber muss er den Heilsverlust fürchten, für sich wie auch für die anderen. Die „Dialektik“ von Furcht und Hoffnung ist ein wesentliches Moment des Christenlebens. In der Geschichte des Christentums und der Kirche wurde einmal mehr die Furcht, dann wieder mehr die Hoffnung betont, epochal, aber auch individuell. Das ist legitim, aber die Furcht darf nicht gänzlich eliminiert werden durch die Hoffnung, wie auch die Hoffnung nicht gänzlich liquidiert werden darf durch die Furcht.

Die Heilsgewissheit des Einzelnen ist der Grundtenor der Offenbarung, speziell der Schriften des Neuen Testaments.

Trotz der Erlösung, die objektiv hinreichend ist, ist das Heil des Einzelnen gefährdet. Gewiss ist der Gedanke, dass Einzelne oder viele verloren gehen, schwer zu begreifen. Das rechtfertigt aber nicht seine rationalistische Weginterpretierung, das muss vielmehr ein Ansporn sein zu Gebet, zu Buße und zu missionarischem Einsatz.

Hinsichtlich der Möglichkeit der Verdammnis kann es nicht um die Frage der Zumutbarkeit gehen, das Problem kann nur sein, ob sie zum Glauben gehört. Der Glaube hat es per definitionem mit Geheimnissen zu tun. Der Gläubige wird Wahrheiten, die ihm unbegreiflich sind, nicht wegreuschieren oder eliminieren. Wenn die Hölle nur ein Symbol ist oder ein pädagogischer Ansporn, so ist es kaum einsichtig am machen, warum dann nicht der Himmel die gleiche Bedeutung haben soll.

Die Möglichkeit der Verdammnis ist durchaus vereinbar mit dem allgemeinen Heilswillen Gottes³⁸. Das Nichtwirksam-Werden der Gnade hat im konkreten Einzelfall seinen Grund im widerstrebenden Menschen. Wenn Gott das Heil aller will, muss er auch allen die notwendige oder ausreichende Gnade schenken, dass sie das Heil erreichen, aber die ausreichende Gnade muss nicht unbedingt wirksam werden. Der Mensch kann sich ihr in Freiheit widersetzen, die Freiheit ist ein integrales Element der *conditio humana*. Die Lehre der Kirche unterscheidet hier zwischen der „*gratia sufficiens*“, der hinreichenden Gnade, und die „*gratia efficax*“, der wirksamen Gnade. Das heißt konkret: Wenn ein Mensch verloren geht, so ist er selber schuld. Gott drängt niemandem das Heil auf. Wenn aber ein Mensch gerettet wird, so ist das die Folge des Wirkens der Gnade. Wo die Gnade faktisch wirksam wird, wird sie vom erwählenden Gott her wirksam, freilich nicht ohne die persönliche Zustimmung und Mitwirkung des Einzelnen.

Man hat hier den Einwand gebracht, die Ewigkeit der Hölle sei sinnlos, wenn sich die Bestraften nicht mehr bessern könnten. Dagegen ist festzuhalten, dass der Sinn der Hölle gerade nicht die Erziehung des Menschen ist, sondern die „Offenbarung Gottes als des Heiligen, als der Liebe, als der Wahrheit und der Gerechtigkeit, als des absoluten Wertes“³⁹. Im Übrigen gilt hier: „Wer sich dafür entscheidet, definitiv ohne Gott zu leben, entscheidet sich definitiv für die Sinnlosigkeit hinsichtlich seiner subjektiven Lebenserfüllung. Seine Entscheidung offenbart jedoch, dass es ein sinnvolles und reifes Leben nur in und mit Gott gibt“⁴⁰. In der Endgültigkeit des menschlichen Schicksals drückt sich „der letzte, nicht mehr übersehbare Ernst menschlicher Verantwortung“⁴¹ aus.

Die Schrift verkündet nicht nur den barmherzigen, sondern auch den gerechten Gott. Es ist theologisch unzulässig, *via facti* die Gerechtigkeit Gottes zu übergehen, weil diese Spannung rational nicht zu lösen ist und weil wir es nicht begreifen können, wie sich in der Gerechtigkeit Gottes seine Barmherzigkeit kundtun kann.

Es ist nicht leugnen, dass Gottes Gnade im Einzelfall auch den widerstrebenden Willen des Menschen überwinden kann. Man könnte hier auf den rechten Schächer verweisen, der zusammen mit Jesus gekreuzigt wurde. Dabei muss man sehen,

²⁶ Mt 7, 22f.

²⁷ Joh 12, 47-50

²⁸ Mt 7, 13f.

²⁹ Mt 20, 16.

³⁰ Phil 2, 12.

³¹ Vgl. bes. Rö 5, 1-11; 8, 24-39.

³² 2 Kor 5, 10; Rö 14, 10.

³³ 1 Kor 10, 1-13; Gal 6, 7 f; Kol 3, 5f.

³⁴ Phil 2, 12; Rö 11, 20ff.

³⁵ 1 Kor 6, 9f; Gal 5, 21; Eph 5, 5.

³⁶ Gal 5, 16-25; 1 Kor 11, 32; 1 Kor 5, 5.

³⁷ 1 Kor 10, 12.

³⁸ 1 Tim 2, 4f.

³⁹ Michael Schmaus, *Der Glaube der Kirche II*, München 1970, 798.

⁴⁰ Ebd.

⁴¹ Ebd.

dass der linke Schächer sich nicht bekehrt⁴². Die Offenbarung gibt uns keinen Anlass, die Bekehrung aller in der letzten Stunde anzunehmen.

Wenn ich für jeden Einzelnen Hoffnung haben kann, wenn ich von keinem einzelnen Menschen sagen kann, er sei in der Hölle, so folgt daraus nicht, dass ich hoffen kann oder gar muss, dass die Hölle leer sei, zumal ich ja auch für Jeden fürchten muss, dass er das Heil verfehlt. Die Hoffnung auf das Heil eines jeden Einzelnen ist bedingt durch die subjektiven Komponenten, die mit jeder bösen Tat verbunden sind und ihre Schuldhaftigkeit reduzieren oder auch steigern. Wenn die Hölle leer ist, ist sie nicht existent, denn sie ist zunächst ein Zustand, nicht ein Ort. Zudem, was soll eine leere Hölle? Welchen Sinn sollte sie haben? Hinter diesem Problem steht das Problem des Teufels und der abgefallenen Engel. Die Lehre von der leeren Hölle entbehrt nicht einer gewissen Konsequenz, wenn man die guten und die bösen Engel und den Engelfall in das Reich des Mythos verbannt.

Dem Begriff der Sünde korrespondiert in der Botschaft des Christentums der Begriff der Erlösung. Wo die Sünde nicht mehr geglaubt oder nicht mehr ernst genommen wird, wird die Erlösung gegenstandslos. Der moderne Heilsoptimismus muss auch im Zusammenhang mit der Verharmlosung der Sünde gesehen werden, die sich heute unübersehbar ausbreitet. Da fehlt das Bewusstsein von der unendlichen Heiligkeit Gottes sowie von der personalen Würde des Menschen. Da wird im Grunde weder Gott ernst genommen noch der Mensch. Gott wird da verflüchtigt zu einer Idee und der Mensch zu einem Wesen, dessen Geistigkeit und Freiheit nur noch behauptet wird, wenn nicht gar auch noch darauf verzichtet wird.

Der moderne Heilsoptimismus geht somit einerseits aus einem konturlosen Gottesbild hervor und andererseits aus einem fragwürdigen Menschenbild, in dem die Stellung des Menschen im Kosmos abgewertet wird, wenn man einmal von der rationalistischen Vorentscheidung absieht, mit der man hier an die Offenbarung Gottes herantritt und den Glauben der Kirche filtert. Die Tendenz, weder Gott bzw. die Sünde noch den Menschen ernst zu nehmen, zeigt sich auch darin, dass man nicht nur die Endgültigkeit des Scheiterns des Menschen in Frage stellt, sondern überhaupt jede Läuterung des Menschen nach dem Tod, wenn man etwa das Gebet für die Verstorbenen vernachlässigt und bei den Beisetzungsfeierlichkeiten dahin tendiert, die Verstorbenen zu kanonisieren, was faktisch dazu führt, dass man immer mehr auch auf diesen Dienst der Kirche verzichtet.

In der Möglichkeit des Heilsverlustes müssen wir einmal den bedingungslosen Respekt Gottes vor der Entscheidung des Menschen erkennen, sofern Gott dem Menschen seine Liebe anbietet, sich ihm aber nicht aufdrängt, zum andern aber den irreversiblen Charakter der menschlichen Geschichte, die als solche in ihrer Totalität Endgültigkeitscharakter hat. Analogien für diese Endgültigkeit begegnen uns im alltäglichen Leben in Menge. Auch da fällt der Mensch immer wieder Entscheidungen, die in ihren Folgen irreversibel sind.

Die eindringliche Warnung der Schrift vor der Hölle und vor dem ewigen Heilsverlust wäre unernst und nur ein pädagogisches Theater, wenn es doch in allen Fällen am Ende gut ginge.

Der moderne Heilsoptimismus spielt die Krisis des Christentums herunter und nivelliert die Offenbarung an einem entscheidenden Punkt. In der Offenbarung Gottes geht es zunächst nicht um ein Mehr oder Weniger an Gutsein, sondern um Heil und Unheil. Sie konstatiert, dass das Heil des Einzelnen konkret gefährdet ist, dass er die Gemeinschaft mit Christus verlieren kann, solange er sich im „status viatoris“ befindet. So entspricht es auch dem Beten der Kirche.

In der Heiligen Schrift werden schwere Sünden genannt, die vom Reich Gottes ausschließen, wie Unzucht, Unreinheit, Ausschweifung, Ehebruch, Götzendienst, Zauberei, Feindschaft, Streit, Mord, Verleumderei⁴³. Die Gläubigen werden ermahnt, keine Gemeinschaft mit Unzüchtigen, Habgierigen, Räubern, Götzdienern, Lästern und Trunkenbolden zu haben⁴⁴. Die Möglichkeiten zu schwerer Verfehlung sind nach Aussage der Schrift so zahlreich wie das Leben vielfältig ist.

Die Heilige Schrift unterscheidet zwischen schweren und leichten Sünden, weil es wichtigere und weniger wichtige Bereiche des Sittengesetzes und ein Mehr und ein Weniger an Freiheit und Einsicht auf Seiten des Menschen gibt⁴⁵. Wir sprechen von lässlichen Sünden und von Todsünden. Eine schwere Verfehlung zieht den Heilsverlust nach sich, sofern sie sich auf eine wichtige Sache bezieht und als „actus humanus“ bei klarer Einsicht und in freier Entscheidung begangen wird. Eine gewisse Unsicherheit bei der Qualifizierung einer konkreten Verfehlung ist hier durch die subjektiven Bedingungen einer Tat gegeben. Wird ein wichtiges Gebot Gottes in klarer Einsicht und freier Entscheidung übertreten, so spricht die Lehre der Kirche von einer „Todsünde“, von einem „peccatum mortale“. Wengleich Psychologie, Soziologie und Verhaltensforschung den Blick auf die Bedingtheit der Erkenntnis und der Freiheit im konkreten Akt des Menschen lenken, kann man das „peccatum mortale“ nicht als die große Ausnahme verstehen oder gar auf die „Sünde mit der erhobenen Faust“, auf die bewusste Rebellion gegen Gott, eingrenzen. Das würde der Psychologie des Kapitalsünders widersprechen und würde auch dem Ernst der Basileia-Verkündigung Jesu nicht gerecht. Das entscheidende Moment ist vielmehr die ungeordnete Hinwendung zu einem geschaffenen Gut in einer wichtigen Sache, die ihrerseits die Abwendung von Gott als dem letzten Ziel impliziert.

Zu fragen ist hier letztlich nach dem Freiheits- bzw. nach dem Bewusstseinsgrad des Menschen. Wegen der Komplexität seiner konkreten Entscheidung kann man schließlich jede seiner Sünden herunterspielen. Das geht aber auf Kosten seiner Mündigkeit und seines ernsthaften Strebens und läuft letzten Endes auf die Abschiebung der Verantwortung des Menschen auf Gott hinaus.

Bei aller Betonung der Möglichkeit des Scheiterns gibt uns die Offenbarung Gottes freilich keinerlei Auskunft darüber, wie groß die Zahl derer ist, die das Ziel erreichen und die von Gott endgültig für die Vollendung bestimmt werden. Das bleibt offen. Klar ist jedoch, dass es nicht eine Reprobation geben kann ohne die Sünde und die Unbußfertigkeit des Sünders. Objektiv reicht die Erlösung hin für die Rettung aller Menschen. So ent-

⁴³ Gal 5, 19ff; 1 Kor 6, 9f; Kol 3, 5; Eph 5, 3-7; Rö 1, 29-32.

⁴⁴ 1 Kor 5, 10f.

⁴⁵ Mt 7, 3; Mt 23, 24; Lk 16, 10; Rö 1, 29; Rö 6, 13; 1 Kor 6, 9; Gal 5, 19; 1 Joh 1, 8; Jak 3, 2.

⁴² Lk 23, 39-43.

spricht es auch dem universalen Heilswillen Gottes. Dieser hat allerdings die subjektive Aneignung der Erlösung durch den Menschen zur Voraussetzung mit all ihren Konsequenzen, denn Gott respektiert die Freiheit des Menschen.

Der moderne Heilsoptimismus, der das Denken vieler bestimmt, bedeutet eine subtile Auflösung des Christentums. Teils liegt er in der Konsequenz dieser Auflösung, teils begründet er sie. Er entzieht jedem Ethos, aber auch jeder pastoralen oder missionarischen Aktivität den Boden. Weshalb soll sich der Einzelne noch bemühen, wenn doch am Ende allen das gleiche Schicksal zuteil wird? Dann ist faktisch alles erlaubt, was gefällt. Wenn in der transzendenten Welt Gute und Böse den gleichen Lohn empfangen, so widerspricht das auch dem tief im Menschen verankerten Streben nach der Gerechtigkeit, die er auf Erden vergeblich sucht. Wenn wir die Gnade Gottes nicht wirkungslos empfangen können⁴⁶, wenn alle zu Gott kommen, gleichgültig, wie sie gelebt haben, so werden Sünde, persönliche Verantwortung und Gewissen zu leeren Begriffen. Dann kann man auch denen keinen Vorwurf mehr machen, die sich in letzter Konsequenz für das Böse entschieden haben und die ganze Welt mit Hass, Verfolgung und Krieg überzogen haben oder immer neu überziehen. Dann kann die Seelsorge nur noch einen psychotherapeutischen Sinn haben, dann verliert sie ihre

⁴⁶ 2 Kor 6, 1.

⁴⁷ Vgl. auch Joseph Schumacher, Der Ernst des Daseins: Endgültiger Heilsverlust, in: Gerhard Stumpf, Hrsg., In der Erwartung des ewigen Lebens. Theologische Sommerakademie Dießen 2002, Landsberg 2002 (Eigenverlag Initiativkreis), 61-112. Der Aufsatz findet sich auch im Internet: www.theologie-heute.de unter „Texte“. Stichwort.

übernatürliche Motivation und ihre existentielle Verbindlichkeit. Hier dürfte auch der Grund liegen für den mangelnden seelsorgerlichen Impuls und für das geringe Verantwortungsbewusstsein nicht weniger Priester heute im Hinblick auf ihren Dienst.

Wenn das ewige Heil fraglos gegeben ist, wenn alle es finden werden, dann werden Selbsteiligung, Tugendstreben und Martyrium überflüssig. Dann darf man sich aber auch nicht darüber wundern, wenn die Berufungen zum Priester- und Ordensstand stagnieren. Überflüssig wird dann auch das Gebet um Hilfe auf dem Lebensweg und um den Beistand der Fürbitte der Heiligen, es sei denn man betet um irdisches Wohlergehen. Es wird dann das Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit sinnlos, und das Gebet um das ewige Heil, das in der Liturgie der Kirche eine große Rolle spielt – unmittelbar vor der Wandlung hat es im ersten Hochgebet seinen Platz, aber auch nach der Wandlung und bei den Kommuniongebeten –, wird dann zu einer theatralischen Pflichtübung, es wird dann unernst und unehrlich. Wie kann ich beten um das ewige Heil, wenn es mir ohnehin zuteil wird, nolens volens, so möchte man sagen?

Die grundlegende Bedeutung der konsequenten Entscheidung des Menschen für Gott mit ihren Folgen für sein ewiges Schicksal findet einen sprechenden Ausdruck in dem alten Gebet der Kirche um die Gnade der Beharrlichkeit, das im liturgischen Beten der Kirche einen zentralen Platz innehat, sowie in der Bitte um eine gute Todesstunde, mit der sich der gläubige Katholik von Kindesbeinen an täglich im Ave Maria an die Mutter des Erlösers wendet⁴⁷.

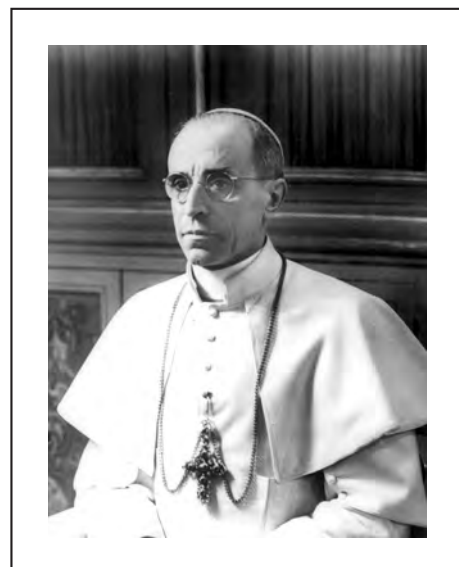
*Prof. Dr. Joseph Schumacher
Merianstr. 21
79104 Freiburg i. Br.*

DAVID BERGER

„Widerschein des Himmels“ – Zum 50. Todestag von Pius XII

Am 9. Oktober werden 50 Jahre vergangen sein, dass Pius XII. nach einer längeren, schweren Krankheit in Castel Gandolfo verstorben ist. Dieses Datum sollte Anlass sein, an einen Papst zu erinnern, dessen Wirken heute fast ausschließlich und immer wieder im Zusammenhang mit seiner Einstellung zu dem Wüten des Nationalsozialismus betrachtet wird. Bewusst möchten wir diesen Aspekt im Folgenden ausklammern und eine Perspektive auswählen, in der uns der Pastor Angelicus als der bedeutendste der im 20. Jahrhundert verstorbenen Päpste erscheint: die doktrinäre Bedeutung Pius' XII.

Der Titel dieser Abhandlung wurde in Anlehnung an ein Wort Papst Johannes Pauls II. gewählt. Zum 25. Todestag Papst Pius' XII., hat er über diesen gesagt: „Seine eindrucksvolle und erhabene Erscheinung, in der sich der Widerschein des Himmels spiegelte, ist noch nicht aus unserer Erinnerung gewichen. Noch nicht erloschen ist das Echo seiner energischen, aussagestarken und überzeugenden, tröstenden und betrübten, mahnenden und *prophetischen Stimme* ... Sein reichhaltiges Lehramt,



seine unermüdlichen Verbesserungen auf allen Ebenen der kirchlichen Struktur ... stellen das dar, was Paul VI. als ‚unermessliche und fruchtbare Vorbereitung auf das spätere Lehr- und Hirtenwort des Zweiten Vatikanums‘ bezeichnete.⁴¹

Totalitär, antimodernistisch, unwissenschaftlich und ideologisch?

Neben diesen tiefen Worten Johannes Pauls II. stehen freilich ganz andere Stimmen. Es sind die Stimmen jener, die kontinuierlich bemüht sind, Pius – besonders jenen Pius nach 1950 – als den Hauptvertreter oder die Symbolgestalt einer innerkirchlich zu ihrer Zeit einflussreichen Gruppe von Hierarchen und Theologen zu sehen, deren Hauptcharakteristikum eine einseitig antimodernistische, antiliberaler „katholische Intransigenz“⁴² sei, die der „Geist des II. Vatikanums“⁴³ in glücklicher Weise überwunden habe.

Ganz in diesem Sinne und unter Missachtung der Tatsache, dass das II. Vatikanum, dessen Geist sie propagieren wollen, in einer auffälligen Häufigkeit aus den großen Enzykliken Papst Pius XII. zitiert, werden in diesem Zuge auch die großen Lehrschreiben des letzten päpstlichen Papstes des 20. Jahrhunderts einer harschen, bisweilen polemische Formen annehmenden Kritik unterzogen.

Besonders auffällig wird dieses Verhalten, wenn es um die berühmte Enzyklika *Humani generis* aus dem Jahre 1950 geht⁴. Um dies zu belegen, müssen wir uns hier auf drei in Deutschland sehr prominente Theologen beschränken: Der Tübinger Fundamentaltheologe Max Seckler etwa beschreibt die der Enzyklika zugrundeliegende Einstellung als „totalitär“ und „ideologisch“⁴⁵. Der Modernismusforscher Otto Weiß spricht angesichts der Enzyklika von einer „un glaublichen Wissenschaftsfeindlichkeit“, die jene, die die Enzyklika *Pascendi* an den Tag legte, noch weit überbot.⁶ Und der als „Ehrenpräsident“ der *Europäischen Gesellschaft für Katholische Theologie* fungierende Professor Peter Hünermann versteigt sich anlässlich der genannten Enzyklika zu der Behauptung: „Papst und Bischöfe sind weder inspiriert, noch empfangen sie Offenbarungen. Der verheißene Beistand des Geistes bewahrt sie nicht davor, auch in der Lehrverkündigung Dummheiten und Einseitigkeiten aufzusitzen.“⁷

Völlig übergangen wird in diesem Zusammenhang, dass den solcher Weise kritisierten Texten auch dogmatisch eine gewisse Autorität zukommt. Von der Sache her kann es keinen Zweifel geben. – Auch für Hünermann und die Seinen gilt, was der sogenannte Enzyklikaparagraph in *Humani generis* festlegt: „Man darf nicht meinen, das, was in den Enzykliken vorgelegt wird, erfordere an sich keine Zustimmung, weil die Päpste in ihnen nicht die höchste Vollmacht ihres Lehramtes ausüben. Dies wird nämlich vom ordentlichen Lehramt gelehrt; auch von ihm gilt jenes Wort: „Wer euch hört, hört mich“ [Lk 10,16]; und meistens gehört das, was in Enzykliken vorgelegt und eingeschärft wird, schon anderweitig zur katholischen Lehre.“⁴⁸ Erneut bestätigt wurde diese Lehre in der Instruktion *Donum Veritatis* vom 24. Mai 1990: „Wenn aber das Lehramt – auch ohne die Absicht, einen „definitiven“ Akt zu setzen – eine Lehre lehrt, sei es, um zu einem tieferen Verständnis der Offenbarung oder eines solchen Sachverhaltes beizutragen, der den Inhalt ebendieser Offenbarung auslegt, sei es, um die Übereinstimmung einer Lehre mit den Glaubenswahrheiten anzumahnen, sei es schließlich, um vor Meinungen zu warnen, die mit ebendiesen Wahrheiten unvereinbar sind, so ist der religiöse Gehorsam des Willens und des Verstandes gefordert.“⁴⁹

Wider die „falschen liberal-dogmatischen Einseitigkeiten“

Unsere Vorgehensweise wird bemüht sein, sowohl diesen mahnenden Worten des Lehramts gerecht zu werden, als auch auf solch pauschale Charakterisierungen ebenso wie auf das Denken in reduktionistischen Oppositionsfiguren zu verzichten. Sie ist von dem Anliegen geleitet, die hier zum Vorschein kommenden „falschen liberal-dogmatischen Einseitigkeiten“ zu verlassen und die Gestalt der Doktrin Pius’ XII. unverstellt vor Augen zu bekommen. Steriles Schubladendenken, das Pius XII. kurzerhand in die zuvor aufgemachte Schublade „dumpfer römischer Traditionswahrer und Apologeten des Mittelalters“⁴¹⁰ steckt, die man dann nur noch zu öffnen braucht, um eine dunkle Folie zu erstellen, auf der die Vertreter des „Geistes des Zweiten Vatikanischen Konzils“ strahlen können, ist weder wissenschaftlich adäquat noch wird es der tatsächlichen Größe und Bedeutung des Erbes Papst Pius’ XII. gerecht.

Bei der Behandlung der Theologie Papst Pius’ XII. müssen wir uns auf einige wenige Beispiele mit exemplarischer Qua-

¹ Papst JOHANNES PAUL II, Pius XII. – Vorkämpfer des Friedens, in: Herbert Schambeck (Hg.), Pius XII. Friede durch Gerechtigkeit, Kevelaer 1986, 11. Cf. die ähnlichen Aussagen von Giovanni CAPRILE, Pius XII. und das Zweite Vatikanische Konzil, in: Herbert Schambeck (Hg.), Pius XII. zum Gedächtnis, Berlin 1977, 649-691.

² Etienne FOUILLOUX, in: Giuseppe Alberigo, u.a. (Hg.), Geschichte des Zweiten Vatikanischen Konzils, Bd. I, Mainz / Löwen 1997, 86-100.

³ Giuseppe ALBERIGO, in: ebd. I, XXVI.

⁴ Schon bei ihrem Erscheinen galt diese Enzyklika den damaligen Neomodernisten als „Monument einer obskurantistischen Intransigenz“: cf. Robert A. GRAHAM, Pius XII. und seine Zeit, in: Schambeck, Pius XII. (1977) 256.

⁵ Max SECKLER, Die schiefen Wände des Lehrhauses, Freiburg/Breisgau 1988, 126. Ähnlich auch: Hubert WOLF, Der Historiker ist kein Prophet, in: id., Die katholisch-theologischen Disziplinen in Deutschland, Paderborn 1999, 72.

⁶ Otto WEISS, Der Katholische Modernismus, in: Hubert Wolf (Hg.), Antimodernismus und Modernismus in der katholischen Kirche, Paderborn 1998, 134.

⁷ Peter HÜNERMANN, Theologie als Wissenschaft und ihre Disziplinen, in: WOLF, Katholisch-theologische Disziplinen, 392. Fast im gleichen Atemzug wiederholt dann Hünermann seine bereits von der Glaubenskongregation (Instruktion über die kirchliche Berufung des Theologen vom 24.05.1990)

verurteilte, sich völlig zu Unrecht auf den hl. Thomas berufende und höchst gefährliche These von der Parallelität der *cathedra pastoralis* und der *cathedra magistralis* (ibid.). Vgl. dazu auch: Antonio CIRILLO, Magistero parallelo nei testi di S. Tommaso?, in: StTom 45 (1992) 44-50; Leo SCHEFF-CZYK, Lehramt, Theologie, christliche Sittlichkeitslehre, in: Divinitas 26 (1981) 429-445.

⁸ DH 3885: Neque putandum est, ea quae in Encyclicis Litteris proponuntur, assensum per se non postulare, cum in iis Pontifices supremam sui Magisterii potestatem non exercent. Magisterio enim ordinario haec docentur, de quo illud etiam valet: „Qui vos audit, me audit“ [Lc 10,16]; ac plerumque quae in Encyclicis Litteris proponuntur et inculcantur, iam aliunde ad doctrinam catholicam pertinent.

⁹ DH 4877: Cum autem Magisterium, etiam sine voluntate ponendi actum „definitivum“, doctrinam docet sive ad iuvandam altiorem perceptionem Revelationis vel eius rei, quae explanat argumentum eiusdem Revelationis, sive ad monendum de conformitate alicuius doctrinae cum veritatibus fidei, sive denique ad praecavendas opiniones quae cum eisdem veritatibus non componuntur: tunc religiosum voluntatis et intellectus obsequium requiritur.

¹⁰ Friedrich Wilhelm GRAF, Moderne Modernisierer, modernitätskritische Traditionalisten oder reaktionäre Modernisten?, in: Hubert Wolf (Hg.), Modernismus und Antimodernismus, 83.

lität beschränken.¹¹ Bewusst wurden dabei – aufgrund der These, die besagt, es gebe eine modernitätsoffenen Pius vor 1950 und einen antimodernen nach 1950 – Beispiele aus der Zeit vor und nach 1950 gewählt: Für die Zeit vor 1950 die Enzyklika *Mystici Corporis*. Ihr zur Seite gestellt werden zwei Lehrschreiben aus dem zweiten Zeitraum, *Humani generis* und *Sempiternus Rex*. Gleichsam wie mit der Punktlichtlampe werden wir einige der großen, in diesen Enzykliken enthaltenen Leitmotive herausgreifen und näher auf sie eingehen.

Wer Texte der Theologie der Vorzeit verstehen will, muss zwei Klippen umschiffen: Zunächst einen Anachronismus, der deren Aussagen allein an dem gegenwärtigen Forschungsstand und Zeitgeist misst. Sodann eine Herangehensweise, welche die Texte nur als historische Quellen betrachtet und die Theologie der Vorzeit zum Museum macht: es ist zwar amüsant und im Hinblick auf wissenschaftliche Meriten auch lohnend in einem solchen zu wandeln, aber im Grunde genommen hat es mit der Gegenwart, die vor den Toren des Museums tobt, nichts mehr zu tun. Ersterem kann man vorbeugen, indem man den Entsehungskontext der Texte mit einbezieht, zweiterem, indem man die solchermaßen analysierten Texte auf ihre Aktualität hin befragt.

Wir werden diese Analyseschritte einschlagen, können sie aber inhaltlich nur soweit füllen, wie es der Rahmen dieses Artikels erlaubt.

1. Das Mysterium der Kirche: die Enzyklika *Mystici Corporis*

Das Eindringen des protestantischen Kirchenbegriffs in die katholische Ekklesiologie

Wie ist die theologische Lage jener historisch so tragischen Stunde zu charakterisieren, als Monsignore Pacelli sein Amt als Papst antritt?

Besonders in der deutsch- und französischsprachigen Theologie jener Zeit kann man feststellen, dass die modernistischen Tendenzen, gegen die am Anfang des Jahrhunderts der hl. Papst Pius X. mutig und konsequent angetreten war und die aufgrund ihrer autoritativen Für-Nicht-existent-Erklärung durch den deutschen Episkopat¹² nie richtig überwunden worden waren, neue Treibkraft erlangten. Vieles, was sich hier seit den 20-er Jahren bewegte, war eine Reaktion auf die Modernismuskrise der Zeit um 1910. Eine Bewegung ist dabei in unserem Zusammenhang zunächst von besonderem Interesse:

Im Jahre 1922 schrieb Romano Guardini: „Ein religiöser Vorgang von unabsehbarer Tragweite hat eingesetzt: Die Kirche erwacht in den Seelen.“¹³ Er hatte damit in der ihm eigenen Weise auf die Tatsache aufmerksam gemacht, dass sich damals – vorbereitet auch durch bedeutende Vertreter der thomistisch orientierten Neuscholastik (Michael Glossner, Humbert Cleris-

sac, Matthias J. Scheeben u.a.) – in der Theologie nicht nur eine neue Sicht der Kirche, sondern auch eine neue Stellung der Ekklesiologie überhaupt im Gesamt der Theologie herauszubilden begann.¹⁴ Wertvoll an diesen Bestrebungen war ohne Zweifel, dass man von einer einseitig unter äußerem, organisatorischem Aspekt betrachteten Kirche hin zu einem die Kirche auch als unsichtbares, gnadenhaft verwirklichtes Mysterium betrachtenden Kirchenbild fortschreiten wollte. Dabei war jedoch nicht zu übersehen, dass sich, auch geleitet von der sich seit den 20-er Jahren in Deutschland besonders rege entwickelten Ökumenischen Bewegung, Tendenzen zeigten, die den Aspekt der konkreten Sichtbarkeit der Kirche völlig übergingen. Der Freiburger Erzbischof Conrad Gröber charakterisiert in seinem bekannten *Freiburger Memorandum*, das auch natürlich auch Pius vorlag, die Lage folgendermaßen: „Das alles kann richtig verstanden werden, es kann aber auch zum protestantischen Kirchenbegriff führen. Da die sichtbare Kirche nämlich beim Menschlichen, das ihr notwendigerweise anhaftet, mit solchen Definitionen nicht in Einklang zu bringen ist, bleibt nichts anderes übrig, als auf die unsichtbare Kirche der Protestanten und einiger mittelalterlicher Sekten zurückzugreifen.“¹⁵

Der mystische Leib Christi, der die katholischen Kirche ist

Pius XII. reagiert verhältnismäßig schnell auf diese Strömungen mit seiner Enzyklika *Mystici Corporis*¹⁶ vom 29. Juni 1943.

Dies zeigt uns ein Charakteristikum des von Pacelli gehaltenen Magisteriums: Es ist nicht weltfremd und der gerade aktuellen Theologie unkundig, sondern steht in engstem Kontakt mit ihr, ohne indes, wie wir noch sehen werden, von theologischen Modeströmungen abhängig zu sein. Petrus Canisius van Lierde, der langjährige Generalvikar des Heiligen Vaters für die Vatikanstadt und ein enger Mitarbeiter Pius' XII., hat in seinen Erinnerungen an die Person und das Wirken des Papstes ausdrücklich erwähnt, dass dieser immer „darauf bedacht war, sich die besten Informationen über alte und neue Problemstellungen zu beschaffen.“¹⁷ Hinzukommt freilich die Tatsache, dass er „eine sehr glückliche Hand bei der Auswahl seiner wissenschaftlichen Mitarbeiter besaß“¹⁸: Ich erinnere hier nur an solch bedeutende Gelehrte wie die Jesuitenpatres Tromp und Hürth und die Dominikaner Garrigou-Lagrange¹⁹, Spiazzi und Cordovani²⁰!

Insgesamt stellt *Mystici Corporis* – hier hat den Hauptteil der Vorarbeit wohl Pater Tromp geleistet – ganz unabhängig,

¹⁴ Cf. dazu: Rudolf M. SCHMITZ, Aufbruch zum Geheimnis der Kirche Jesu Christi. Aspekte der katholischen Ekklesiologie des deutschen Sprachraums 1918-1943, St. Ottilien 1991.

¹⁵ Zitiert nach: Theodor MAAS-EWERD, Die Krise der Liturgischen Bewegung in Deutschland und Österreich. Regensburg 1981, 547.

¹⁶ Die Texte der Lehrschreiben werden zitiert nach Denzinger-Hünemann (DH), wenn sie sich dort nicht finden nach: Anton ROHRBASSER, Heilslehre der Kirche. Dokumente von Pius IX. bis Pius XII., Freiburg/Schweiz 1953 (= RH)

¹⁷ Petrus Canisius Johann van LIERDE, Eindrücke von Person und Wirken Pius' XII., in: Schambeck, Pius XII. (1986), 69-70.

¹⁸ Otto B. ROEGELE, Pius XII. – Papst zwischen den Epochen, in: Schambeck, Pius XII. (1986), 100.

¹⁹ Cf. zu diesem jetzt meinen Lexikonartikel in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon (= BBKL) XVII (2000) 441-442.

²⁰ Cf. David BERGER, Mariano Felice Cordovani, O.P. Päpstlicher Hoftheologe Pius' XII. (1883-1950), in: BBKL XVIII (2001) 303-304.

¹¹ Den nach wie vor besten Einblick in Philosophie und Theologie in der Lehre des Papstes in deutscher Sprache bietet: Pietro Kardinal PARENTE, Philosophie und Theologie in der Lehre von Pius XII., in: Schambeck, Pius XII. (1977), 29-49.

¹² Cf. dazu Wilhelm IMKAMP, „De Modernista Ut Reformator“. Anmerkungen zum Modernismus im Süddeutschen Raum, in: Studi Tomistici 60 (1995) 351-367. Imkamp spricht – ausgehend vom Hirten Schreiben der in Köln versammelten deutschen Bischöfe an den Klerus ihrer Diözesen vom Dezember 1907 – völlig zutreffend von einer „autoritativen Feststellung der Nichtexistenz des Modernismus in Deutschland durch die deutschen Bischöfe“.

¹³ Romano GUARDINI, Vom Sinn der Kirche, Mainz 1922, 19.

wie man einzelne Punkte der Enzyklika einschätzt, den wichtigsten Meilenstein in der Entwicklung der Ekklesiologie der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts dar.

Mystici Corporis nimmt den großartigen, auf den hl. Paulus ebenso wie auf Augustinus und den Doctor communis zurückgehenden Gedanken, den man in der neuen ekklesiologischen Bewegung finden kann, in einem kühnen Gedankenzug auf und überwindet kühn einige durchaus damals noch vorhandene posttridentinische, juridisch-apologetische Engführungen, die in der Lehre vom *Corpus Christi mysticum* eine jansenistische Gefahr lauern sahen.²¹

Gegen einen „falschen Rationalismus“, der die gesamte übernatürliche Welt ablehnt, ebenso wie gegen einen „flachen Rationalismus, der in der Kirche nichts anderes sieht und sehen will als ein rein rechtliches und gesellschaftliches Band“ (RH 759), lehrt Pius ganz klar: „Bei der Wesenserklärung dieser wahren Kirche Christi, welche die heilige, katholische, apostolische, römische Kirche ist, kann nichts Vornehmeres und Vorzüglicheres, nichts Göttlicheres gefunden werden als jener Ausdruck, womit sie als der ‚mystische Leib Jesu Christi‘ bezeichnet wird.“ (RH 763). Denn in diesem Ausdruck kommt das übernatürliche Wesen der Kirche, das sie über alle rein natürlichen Institutionen weit erhebt, besonders deutlich zum Ausdruck (RH 805). Zu einem Ausdruck, der das inkarnatorisch – sichtbare Wesen dieser übernatürlichen Institution untrennbar impliziert.

Denn zugleich weiß die Enzyklika auch um die mit dieser erhabenen Lehre einhergehende Gefahr eines „falschen Mystizismus“ (RH 759) und Spiritualismus, der die sichtbare Wirklichkeit und juristische Verfasstheit der Kirche hintanstellt oder gar ganz negiert. Den Irrtum jener, „die sich eine selbstersonnenen Kirche erträumen, nämlich eine nur durch Liebe auferbauete, ... der sie – mit einer gewissen Verächtlichkeit – eine andere, die sie die Rechtskirche nennen, gegenüberstellen.“ Was zusammengehört, Rechts- und Liebeskirche (RH 807), und sich gegenseitig bedingt, reißen diese auseinander. Pius zitiert in diesem Kontext das Lehrschreiben *Satis cognitum* seines Vorgängers Leo XIII.: „Gerade weil sie ein Leib ist, ist die Kirche mit den Augen wahrnehmbar.“ Und formuliert weiter: „Infolgedessen weicht von der göttlichen Wahrheit ab, wer die Kirche so darstellt, als ob sie weder erfasst noch gesehen werden könnte, als ob sie, wie man behauptet, nur etwas ‚Pneumatisches‘ wäre, wodurch viele christliche Gemeinschaften, obgleich voneinander im Glauben getrennt, doch durch ein unsichtbares Band untereinander vereint wären“ (RH 764).

Verantwortungsvoller Ökumenebegriff

Eng mit diesem Gedanken hängt die Lehre von der Kirchenmitgliedschaft, wie sie *Mystici Corporis* entwirft, zusammen: „... Zu den Gliedern der Kirche sind aber in Wirklichkeit nur die zu zählen, die das Bad der Wiedergeburt empfangen haben und den wahren Glauben bekennen, die sich nicht selbst beklagenswerterweise vom Gefüge des Leibes getrennt haben oder wegen schwerster Vergehen von der rechtmäßigen Autorität abgesondert wurden. Denn in einem Geiste – so sagt der Apostel – sind wir alle zu einem Leibe getauft, ob Juden oder Heiden, ob Sklaven oder Freie [1 Kor 12,13]. Wie es also in der wahren

Gemeinschaft der Christgläubigen lediglich einen Leib, einen Geist, einen Herrn und eine Taufe gibt, so kann es auch nur einen Glauben geben [vgl. Eph 4,5]; und deshalb ist, wer sich weigert, die Kirche zu hören, auf Geheiß des Herrn als Heide und öffentlicher Sünder anzusehen [vgl. Mt 18,17.]. Daher können die, die im Glauben oder in der Leitung voneinander getrennt werden, nicht in diesem einen Leibe und in seinem einen göttlichen Geiste leben.“²² Der mystische Leib Christi und die römisch-katholische Kirche „sind eben ein und dasselbe.“ (Humani generis, RH 451) Dass es freilich neben der Mitgliedschaft in diesem einen Leibe ein *votum implicitae ecclesiae* geben kann, ein Hingeordnetsein auf die Kirche „aus unbewusstem Sehnen und Verlangen“, verschweigt die Enzyklika nicht: „[Es werden diejenigen eingeladen,] die nicht zum sichtbaren Gefüge der katholischen Kirche gehören, sie mögen ... bestrebt sein, sich aus jener Lage zu befreien, in der sie ihres jeweils eigenen ewigen Heiles nicht sicher sein können; denn wenn sie auch durch ein unbewusstes Sehnen und Verlangen auf den mystischen Leib des Erlösers ausgerichtet sind, entbehren sie dennoch so vieler und so großer himmlischer Gaben und Hilfen, deren man sich lediglich in der katholischen Kirche erfreuen kann. Sie mögen also in die katholische Einheit eintreten!“²³ Ganz klar und organisch wird hier die ökumenische Ausrichtung aus der Lehre von der Kirche hergeleitet. Treffend charakterisiert Kardinal Parente die Ökumenismuskonzeption des Papstes: „Er konzipierte, der Überlieferung entsprechend den Ökumenismus als eine Rückkehr der Getrennten und nicht als eine pluralistische Koexistenz, die keine echte Einheit ist.“²⁴

Zusammenfassend also zur Kirche: „Aus alledem ... geht klar hervor, dass sich jene in einem schweren Irrtum befinden, die sich nach eigener Willkür eine verborgene, ganz unsichtbare Kirche vorstellen, ebenso wie jene, die sich die Kirche als eine Art menschlicher Organisation denken mit einer bestimmten satzungsgemäßen Ordnung und mit äußeren Riten, aber ohne die Mitteilung übernatürlichen Lebens.“ (RH 806).

Wie sich die Gipfel der Berge, deren ewiges Eis im klaren Licht der Sonne leuchtet über die nebligen Täler zu beiden Seiten erheben, so wird hier die katholische Lehre von der Kirche als *Corpus Christi mysticum*, als der erhabene Gipfel, der sich über den beidseitig liegenden Tälern der Heterodoxie erhebt, vor Augen gestellt. Oder in einer wissenschaftstheoretischen

²² DH 3802: In Ecclesiae autem membris reapse ii soli annuerandi sunt, qui regenerationis lavacrum receperunt veramque fidem profitentur, neque a Corporis compage semet ipsos misere separarunt, vel ob gravissima admisa a legitima auctoritate seiuncti sunt. „Etenim in uno Spiritu, ait Apostolus, omnes nos in unum Corpus baptizati sumus, sive Iudaei sive gentiles, sive servi sive liberi ‚Sicut igitur in vero christifidelium coetu unum tantummodo habetur Corpus, unus Spiritus, unus Dominus et unum baptisma, sic haberi non potest nisi una fides‘ [cf. Eph 4,5]; atque adeo qui Ecclesiam audire renuerit, iubente Domino habendus est ut ethnicus et publicanus [cf. Mt 18,17]. Quamobrem qui fide vel regimine invicem dividuntur, in uno eiusmodi Corpore, atque uno eius divino Spiritu vivere nequeunt.

²³ DH 3821 [Invitatur ii,] qui ad adspectabilem non pertinent Catholicae Ecclesiae compagem, ut ... ab eo statu se eripere studeant, in quo de sempiterna cuiusque propria salute securi esse non possunt; quandoquidem, etiamsi inscio quodam desiderio ac voto ad mysticum Redemptoris Corpus ordinentur, tot tamen tantisque caelestibus muneribus adiumentisque carent, quibus in Cattolica solummodo Ecclesia frui licet. Ingredientur igitur catholicam unitatem, et nobiscum omnes in una Iesu Christi Corporis compagine coniuncti, ad unum Caput in gloriosissimae dilectionis societate concurrant. ...

²⁴ PARENTE, Philosophie und Theologie, 48.

²¹ Cf. PARENTE, Philosophie und Theologie, 36.

Sprache ausgedrückt: Uns begegnet hier eine analektische Ausgeglichenheit, das typisch katholische Sowohl-als-auch analektischen Denkens²⁵.

Mit diesem hängt eine zweite, an *Mystici Corporis* sichtbar werdende Charakteristik der Doktrin Pius' XII. zusammen: Indem die Enzyklika nicht einfach das sich neu Entwickelnde pauschal verdammt, sondern das Gute in jenem als neu Geltenden mit Scharfsinn und einer Jahrtausende alten Erfahrung erkennt, vor dem Gefährlichen aber mit einer glasklaren Diktion warnt, und so eine moderate, gesunde Entwicklung ermöglicht, verwirklicht sie in besonders deutlicher Form, wie alle anderen Verlautbarungen Pacellis, das, was man als das *Römische Prinzip* bezeichnet: „Dieses System, das nicht der Größe entbehrt, findet in sich selbst ausreichend Ressourcen, um sich langsam, ohne plötzliche Rückschläge, auf seine Weise und nach seinem Rhythmus weiterzuentwickeln.“²⁶ Dieses Prinzip lebt von der tiefen Einsicht, das wahre Innovation nur möglich ist als treue, das Wesentliche bewahrende Rezeption.

Die naturalistische Ekklesiologie und *Mystici corporis*

Sowohl die Betonung des übernatürlichen Charakters wie der sichtbaren, juristischen Verfasstheit der Kirche – beide betont auch *Lumen gentium*, wenn dort (nr. 9) von Kirche als „gleichsam einem Sakrament“²⁷ die Rede ist – sind heute von besonderer Aktualität:

Kardinal Ratzinger hat in seinem Buch *Salz der Erde* darauf hingewiesen, dass die gefährliche Art der Diskussion vieler Fragen in der heutigen Kirche – wie sie etwa im Kirchenvolksbegehren anschaulich wurde – auf ein grundsätzliches Missverständnis dessen zurückgeht, was die Kirche ist: Die Argumentationen, die hier medienwirksam vorgetragen werden, verraten ein Kirchenbild, in dem die Kirche „zu einem Verein“ degradiert ist, in dem es primär darum geht, wer welche Machtposition einnimmt. Und er mahnt: „Wir sind ja nicht in der Kirche, um dort in einem Verein Macht auszuüben. Wenn Zugehören zur Kirche überhaupt einen Sinn hat, dann doch nur den, dass sie uns das ewige Leben ... gibt.“²⁸ Schon 1991 hatte der Kardinal in einem ähnlichen Zusammenhang geschrieben: „Nicht eine menschlichere Kirche brauchen wir, sondern eine göttlichere, dann wird sie auch wahrhaft menschlich werden.“²⁹ Ähnlich auch der vor kurzem zum Kardinal erhobene Jesuit Avery Dulles, der bemerkt, viele täten heute so, als könnte man die Kirche, „wie Vereine, je nach dem Wollen irgendeiner Gruppe gleichgesinnter Christen organisieren“. Und er fährt fort: „Der sakramentale Kirchenbegriff dagegen wahrt die Vorrangigkeit der Tat Gottes.“³⁰ Eben diesen sakramentalen bzw. göttlichen,



übernatürlichen Charakter der Kirche unterstreicht aber *Mystici Corporis* auf besonders eindringliche Weise. Ich bin überzeugt, eine erneute Lektüre verbunden mit einem verstehenden Ernstnehmen dieser Enzyklika könnte bewirken, dass wir endlich wieder den Blick für die wirklich erstrangigen Fragen in der Kirche freibekommen.

Daneben sind aber auch heute, ebenfalls im Kontext der an und für sich legitimen ökumenischen Bewegung, Tendenzen auszumachen, die mit der sicheren Lehre, dass die von Christus gestiftete Kirche eine äußere sichtbare Gemeinschaft ist, die ihre Glieder durch das öffentliche Bekenntnis des einen Glaubens, den Gebrauch derselben Gnadenmittel und dem Stehen unter derselben Autorität verbindet und erkenntlich macht, auf Kriegsfuß stehen.³¹ Die Erklärung *Dominus Iesus* der Glaubenskongregation hat – besorgt über die Entwicklung der letzten Zeit – diese Tendenzen kritisiert und erneut hervorgehoben: „Die Gläubigen sind angehalten zu bekennen, dass es eine geschichtliche, in der apostolischen Sukzession verwurzelte Kontinuität zwischen der von Christus gestifteten und der katholischen Kirche gibt: Diese ist die einzige Kirche Christi ... Diese Kirche, in dieser Welt als Gesellschaft verfasst und geordnet, ist verwirklicht (*subsistit in*)³² in der katholischen Kirche ...“ (Nr.

Latourelle u.a. (Hg.), Probleme und Aspekte der Fundamentaltheologie, Leipzig 1985, 323.

³¹ Wie aktuell und zukunftsweisend die Konzeption des Ökumenismus ist, die Pius XII. vertrat, zeigt die neue Studie von Brunero GHERARDINI, *Una sola Fede – una sola Chiesa. La Chiesa Cattolica dinanzi all'ecumenismo*, Castelpetroso 2000.

³² Cf. Tommaso RICCI, Das Drama, das Pius XII. kommen sah, in: 30 Tage 1-1992, 60-61: „Das Zweite Vatikanische Konzil hat diese Lehre aufgenommen und in den Anmerkungen ausdrücklich auf *Mystici Corporis* hingewiesen. Für Tromp, der Sekretär der theologischen Kommission des Konzils war, war es eine große Genugtuung, dass etwa ein Fünftel der Konzilsväter die Dogmatisierung ‚seiner‘ Enzyklika befürwortete. Er erlitt jedoch eine ‚Niederlage‘, als es bei der Formulierung von *Lumen gentium* um die Gleichsetzung der Kirche Christi mit der katholischen Kirche ging. Eine Mehrheit der Konzilsväter entschied sich, das Wort *est* durch den Begriff *subsistit* zu ersetzen ... ‚Diese Kirche ist verwirklicht in der katholischen Kirche‘ (LG 8b) Damit wurde die ganze Arbeit Tromps in Frage gestellt. Seine Absicht war es ja, zu den theologischen Wurzeln der einzigen Kirche Christi vorzudringen, die für ihn zweifellos mit der römisch-katholischen Kirche zusammenfiel.“ Eine Interpretation des Konzilstextes im Geist der Tradition hat 1985 die Glaubenskongregation vorgenommen, als sie gegen den Befreiungstheologen Boff feststellte, dass das Wort *subsistit* gerade besagen soll, dass es nur eine Verwirklichung der wahren Kirche gibt, „während außerhalb ihres sicht-

²⁵ Zum Begriff der Analektik: David BERGER, *Thomismus. Große Leitmotive der thomistischen Synthese*, Köln 2001, 149-156.

²⁶ FOUILLOUX, in: Alberigo I, 90. Diese Fähigkeit des katholischen Sowohl-als-auch betrachtet Parente als das grundlegende Leitmotiv des Lehramtes unter Pius XII.: PARENTE, *Philosophie und Theologie*, 79. 49 u.ö.

²⁷ Piet SMULDERS, *Die Kirche als Sakrament des Heils*, in: Barauna I, 289-312.

²⁸ Joseph Kardinal RATZINGER, *Salz der Erde*, München 1996, 176.

²⁹ ID., *Zur Gemeinschaft gerufen*, Freiburg/Breisgau 1991, 136.

³⁰ Avery DULLES, *Die Kirche: Sakrament und Grund des Glaubens*, in: René

16). Und unter expliziter Berufung auf *Mystici Corporis* betont das Dokument weiter, dass sich die außerhalb der Kirche Befindlichen „objektiv in einer schwer defizitären Situation befinden im Vergleich zu jenen, die in der Kirche die Fülle der Heilmittel besitzen.“ (Nr. 21)

2. Die Grundlagen der katholischen Lehre: Die Enzyklika *Humani generis*³³

Das Unwetter des Neomodernismus zieht auf

In den letzten Jahren des Zweiten Weltkrieges und jenen, die auf das Kriegsende folgen, kann man im gewissen Sinne ein Erstarren jener Kräfte, in deren Denken modernistische Ideen und Grundoptionen fortleben, feststellen. In dem Auftauchen der Innsbrucker Verkündigungstheologie, besonders aber der französischen *nouvelle théologie* wird der unvoreingenommene Beobachter mit zahlreichen damals lebenden und urteilenden Geistern durchaus eine sich anbahnende zweite Modernismuskrise erkennen.³⁴

Drei große Charakteristika hat der niederländische Dominikaner Andreas Heinrich Maltha in seiner 1960 in deutscher Sprache erschienenen Untersuchung über die Neue Theologie³⁵ ausgemacht:

Zunächst eine Neigung zum Intuitionismus, der das religiöse, subjektive und lebensnahe Erkennen vor die angeblich blutleere scholastische Spekulation mit ihrer klaren, aber den Vertretern dieser Theologie lebensfremd und obsolet gewordenen Distinktionen setzt. Die Kritik an der Scholastik ist auch mitbedingt durch einen Ökumenismus, der die Lehre der Väter von der angeblichen Übermalung durch die scholastische Systematik befreit, wiederentdecken möchte. Zudem eigne sich die Väterlehre, wie Daniélou in einem Aufsatz aus dem Jahr 1946, der geradezu als Manifest des neuen Modernismus verstanden wurde, schreibt, besonders gut zu einer Synthese mit dem Denken von Hegel, Marx und Bergson. Seinen besonderen Ausdruck findet dieser Intuitionismus in der Forderung der Innsbrucker Jesuiten, unter der Führung Josef Andreas Jungmanns, eine eigene, von der scholastischen Theologie unabhängige Verkündigungstheologie, die ihren Ausgangspunkt beim Hörer des Wortes nimmt, zu konstruieren. Dass die anthropozentrische Wende Karl Rahners, neben ihren Anleihen aus der Philosophie des Deutschen Idealismus, ganz aus diesem Impetus lebt, kann hier nur angedeutet werden. Aber bereits Daniélou hatte vor Rahner

in seinem genannten Aufsatz eine neue Theologie, die immer zuerst nach dem anthropologischen Verstehenskontext fragt, sowie die Inkulturation des Christentums in die neue Zeit gefordert, um einen Fortschritt des Dogmas (*progrès du dogme*) zu ermöglichen.

Sodann eine mit ersterer Neigung zusammenhängende Tendenz zum Konfusionismus: Bewusst werden die klassischen Unterscheidungen, besonders die in der thomistischen Schule stets hochgehaltene Unterscheidung zwischen Natur und Übernatur hart kritisiert. Ein Name und ein Werk spielen hier eine zentrale Rolle: Henri de Lubac, mit seinem, ein Jahr nach Kriegsende erscheinenden Opus *Surnaturel* (Paris 1946): Nachdem er den Thomismus des 16. Jahrhunderts hart kritisiert hat, plädiert er für eine Überwindung des von seinem Lehrmeister Blondel so genannten Zwei-Stockwerk-Denkens von Natur und Übernatur. Ausgehend von der thomistischen Lehre des *desiderium naturale* nach der Gottesschau behauptet er³⁶, der hl. Thomas kenne den Unterschied zwischen der natürlichen und übernatürlichen Ordnung nicht: Die Erschaffung der geistbegabten Kreaturen ist nur denkbar, wenn sie schon den Ruf nach der Gnade in sich schließt. Die Rede von der Möglichkeit eines *status naturae purae*, die eine Erfindung Cajetans sei³⁷, müsse man daher ablehnen.³⁸ Das *desiderium naturale* sei nicht, wie für den Thomismus *ex se inefficax et conditionale*, sondern ein „absolutes Verlangen“; die Natur ist für de Lubac *notwendig*³⁹ auf die Gnade hingebend; Natur und Gnade sind von daher bei den Jesuiten untrennbar, ununterscheidbar und notwendigerweise miteinander verbunden. Das wundervolle Dogma von der Ungeschuldetheit der gnadenhaften Berufung wird so in Frage gestellt, das übernatürliche Mysterium ins Natürliche aufgelöst und so in letzter Konsequenz zerstört.⁴⁰ Der Konfusion von Natur und Gnade folgt fast unausweichlich der totale Naturalismus.⁴¹

„Wer intuitionistisch denkt, will die Dinge gern in ihrer Einheit sehen, ist also in Gefahr, Konfusionist zu werden; er ist zugleich in Gefahr, Evolutionist zu werden, denn die Intuition sucht immer nach neuen Ausdrucksformen der Grundidee.“⁴²

baren Gefüges nur Elementa Ecclesiae existieren“. Zum Verhältnis von *Mystici Corporis* und *Lumen gentium* vgl. jetzt v.a. die große Studie: Stefano ALBERTO, „Corpus Suum mystice constituit“ (LG 7). La Chiesa Corpo Mistico di Cristo nel Primo Capitolo della „Lumen gentium“, Regensburg 1996. [dazu: Rezension von Manfred HAUKE, in: FKTh 14 (1998) 148-151]. Alberto betont, dass das *subsistit in* auf keinen Fall als gegensätzliche Formulierung zu *Mystici Corporis* gelesen werden darf (566).

³³ Cf. zu Kontext, Grundaussagen und Rezeption dieses Lehrschreibens den Sammelband: Die Enzyklika „Humani generis“ Papst Pius' XII.: Geschichte, Doktrin und Aktualität eines prophetischen Rundschreibens, Köln 2000 (dort: 134-152 Bibliographie der Sekundärliteratur)

³⁴ Vgl. etwa die Aussagen von: Josef SCHUMACHER, Der Offenbarungsbegriff im Modernismus, in: StTom 37 (1990) 230-249; 247-249 und Otto WEISS, Der Katholische Modernismus, in: Hubert Wolf (Hg.), Antimodernismus und Modernismus, 133: „Zu nennen ist ferner die *Nouvelle Théologie*. Auch wenn es unzulässig wäre, direkte Kausalverbindungen von den Modernisten am Jahrhundertbeginn zu ihr herzustellen, so haben doch ihre Aussagen mitunter eine verblüffende Ähnlichkeit mit denen mancher Modernisten ...“.

³⁵ Andreas Heinrich MALTHA, Die Neue Theologie, München 1960.

³⁶ Dominique VIBRAC [Le désir naturel de voir Dieu selon Saint Thomas d'Aquin, in: Divinitas 40 (1996) 47] stellt zum Umgang de Lubacs mit Thomas fest: „les citations sont trop brèves et insuffisamment situées dans leur contexte „In dieser Pauschalität ist es daher falsch, wenn Walter KASPER (Natur – Gnade – Kultur, in: ThQ 170 [1990] 89) schreibt: „Diese neue Synthese der sogenannten nouvelle théologie entsprach insgesamt der thomistischen Lehre vom *desiderium naturale*“.

³⁷ Vgl. die theologiegeschichtlichen Richtigstellungen von Juan ALFARO, Lo natural y lo surnatural, Madrid 1952, 109-11. 390-411.

³⁸ Vgl. dazu VIBRAC, Le désir, 48: „De Lubac est victime d'une extrapolation inconsistante: passer de la non-affirmation à la négation, de la non-réalité à l'impossibilité.“

³⁹ Die klassische Theologie, die die typisch katholische *media via*, den Mittelweg zwischen der Trennung und des wechselseitigen Verschmelzens von Natur und Gnade zu gehen imstande ist, spricht von einer höchsten *Konvenienz* der Verbindung von Natur und Gnade. De Lubac hat den Begriff der *Konvenienz* durch den der Notwendigkeit ersetzt. Ähnlich bereits vor de Lubac im deutschen Sprachraum: Oskar BAUHOFER, Das Geheimnis der Zeiten, München 1935, 25-27.

⁴⁰ Vgl. dazu: Th. DEMAN, Französische Bemühungen um eine Erneuerung der Theologie, in: ThRv 46 (1950) 73-74; L. MALEVEZ, in: NRTh 79 (1947) 3-31; Charles BOYER, in: Greg 28 (1947) 379-395; L.B. GILLON, in: Rthom 46 (1947) 304-310; PHILIPPE DE LA TRINITÉ, in: Etudes Carmélitaines 27 (1948) 44-85; GARRIGOU-LAGRANGE, in: Angelicum 25 (1948) 294-298; Giuseppe SIRI, Gethsemani, Aschaffenburg 1982, 69-72.

Diese evolutionistische Grundeinstellung ist bezüglich der Theologie bei Henri Bouillard auf den Punkt gebracht. In seiner 1945 in einer von den Jesuitenpatres de Lubac und Daniélou herausgegebenen Dissertation schreibt er: „Eine Theologie, die nicht aktuell wäre, wäre eine falsche Theologie“⁴³ Weitaus gefährlichere Formen als in dem von der intellektuellen Qualität eher harmlosen Buch Bouillards nimmt der Evolutionismus im Denken des Teilhard de Chardin an: „Nach Teilhard ist Gott ‘das Herz von allem’ – keine Übernatur, er ist der letzte Punkt, auf den alle Wirklichkeiten zusammenlaufen, keine Überwirklichkeit. Teilhard wollte den kirchlich verpönten Darwinismus ‘taufen’. Die Welt entmaterialisiert, vergeistigt und verdichtet sich mehr und mehr in der Evolution, bis sie in Gott ihren Schlusspunkt erreicht.“⁴⁴ – Die sukzessive Auflösung der Distinktionen und Gegensätze wird hier also in hegelianisch-darwinistischer Manier zum obersten Denkprinzip erhoben und hat ihr letztes Ziel in dem Verschmelzen von Gott und Mensch!⁴⁵

Papst Pius XII. und die Theologen, denen er vertraute, beunruhigten die geschilderten Tendenzen sehr: Sie waren sich – wie einer jener Mitarbeiter, Kardinal Parente, bemerkt – sicher, dass die neu entstehende Krise die alte Modernismuskrise an Gefährlichkeit weit übertrifft. Eindrucksvoll erinnert sich der Kardinal: „Der Papst hatte das deutliche Gefühl, dass das Unwetter, das in Wirklichkeit nach seinem Tode losbrach, näher kam.“⁴⁶ Bereits einige Wochen nach dem Erscheinen eines Artikels Garrigou-Lagranges in der römischen Zeitschrift *Angelicum*, dem es gelungen war, das Wiederaufleben des von der Kirche verurteilten Modernismus in neuer Form in der *nouvelle théologie* aufzudecken⁴⁷, warnt der Papst in einer Ansprache an die 29. Generalkongregation des Jesuitenordens vor der „nova theologia“ und deren gefährlichen Konsequenzen (AAS 37 [1946] 385)⁴⁸. Von 1948 bis 1950 treffen an verschiedenen römischen Stellen zahlreiche Beschwerden gegen Henri de Lubac und andere Vertreter der neuen Theologie aus der ganzen katholischen Welt ein und bereits im Juni 1950 veranlasst die Ordensführung der Jesuiten den Entzug der kirchlichen Lehrerlaubnis für de Lubac, Bouillard und drei weitere Jesuitenprofessoren von Fourvière.⁴⁹

Am 12. August 1950 erscheint dann die Enzyklika *Humani generis*, die wie ihr Titel schön sagt, „über einige falsche Ansichten, die die Grundlage der katholischen Lehre zu untergraben drohen“, handelt. Vielleicht kann man mit Parente dieses Rundschreiben „unter allen Rundschreiben [Pius XII.] als das wichtigste“⁵⁰ bezeichnen.

Eine unbestechliche Analyse aus Vaterliebe

Zunächst fällt an der Enzyklika der große Realitätssinn auf, mit dem der Papst die Lage der Theologie jener Zeit charakte-

risiert. Und damit – neben der Intellektualität, die eine solche Analyse fordert, – die wunderbare Tugend der Tapferkeit, die die konsequente Anerkennung der Realität uns abverlangt. Die noch verhältnismäßig große Bindung zahlreicher katholischer Gläubiger und die Verehrung, die diese dem Papst entgegenbringen, die großen Kundgebungen anlässlich des Heiligen Jahres und der Dogmatisierung der leiblichen Aufnahme Mariä in den Himmel und später des Marianischen Jahres, können den Pontifex nicht darüber hinwegtäuschen, dass spätestens seit Kriegsende unter der Decke eben dieses an und für sich positiven und hoffnungsweckenden Bildes bedenkliche Phänomene zu brodeln beginnen bzw. weiterbrodeln. Statt sich in einem gefährlichen Duktus des So-schlimm-kann-es-nicht-sein oder des Man-muss-vor-allem-die-positiven-Aufbrüche-sehen beruhigend zu wiegen, benennt er ganz klar die Krisenphänomene und ihre philosophischen wie theologischen Wurzeln.

Diese Klarheit ist auch Ausdruck der bereits genannten profunden Kenntnis der aktuellen Diskussionen:

So etwa ganz deutlich, wenn er gegen die eben aufgezeigte Tendenz des Evolutionismus, die nicht nur von Teilhard de Chardin denkerisch vertreten, sondern zudem von Daniélou und de Lubac bekannt und hoffähig gemacht wurde, schreibt:

„Einige behaupten, die ohne Klugheit und Unterscheidung zugelassene sogenannte *Evolutionstheorie* ... erstrecke sich auf den Ursprung aller Dinge, und huldigen vermessen einer monistischen und pantheistischen Auffassung eines beständiger Evolution unterworfenen Weltalls. Dieser Auffassung nun bedienen sich die dem Kommunismus Gewogenen gerne, um ihren „dialektischen Materialismus“ wirksamer zu verfechten und emporzuführen, nachdem jeder Gottesbegriff aus den Herzen gerissen ist.“⁵¹ „Die Erdichtungen dieser Evolution, von denen alles, was unbedingt, fest und unveränderlich ist, zurückgewiesen wird, haben einer neuen irrigen Philosophie den Weg geebnet.“⁵² – Mit einigen knappen, allgemeinverständlichen Worten gelingt es hier Pius nicht nur die neue Strömung inhaltlich differenziert und treffend zu charakterisieren, sondern auch die ihr impliziten, weiteren Gefahren zu benennen.

Ähnlich an einer weiteren, das Problem des Konfusionismus intensiv berührenden Stelle:

„Was aber die Theologie betrifft, so ist es die Absicht mancher, die Bedeutung des Dogmas möglichst auszudünnen und das Dogma selbst von der in der Kirche seit langem gebräuch-

⁴⁶ PARENTE, Philosophie und Theologie, 39.

⁴⁷ GARRIGOU-LAGRANGE, La nouvelle théologie où va-t-elle?, in: *Angelicum* 23 (1946) 126-145.

⁴⁸ Im Hinblick auf jene, die die Bezeichnung „nouvelle théologie“ als unangebracht und von einem bestimmten antimodernistischen Kalkül erfundenen „Kampfbegriff“ (Vorderholzer) ausgeben, sei hier angeführt, was Th. DEMAN (Erneuerung der Theologie, 61) schreibt: „Das Wort von der ‚neuen Theologie‘ hat die Autorität Pius XII. für sich, der es warnend im Laufe einer Ansprache gebrauchte, die er vor der 29. Generalversammlung der Gesellschaft Jesu am 17. September 1946 hielt.“

⁴⁹ Vgl. Rudolf VORDERHOLZER, Henri de Lubac, Augsburg 1998, 53.

⁵⁰ PARENTE, Philosophie und Theologie, 39.

⁵¹ DH 3877 Sunt qui evolutionis, ut aiunt, systema ... absque prudentia ac discrezione admissum ad omnium rerum originem pertinere contendunt, atque audacter indulgeant opinioni monisticae ac pantheisticae mundi universi continuatae evolutioni obnoxii. Qua quidem opinione fautores communismi libenter fruuntur ut suum „materialismum dialecticum“ efficacius propugnent et evahant, omni notione theistica ex animis avulsa.

⁴¹ Von daher stellt es eine offensichtliche Inkonsistenz dar, wenn de Lubac in seinen letzten Lebensjahren den in der Kirche sich breitmachenden Naturalismus hart kritisiert, an seinen theologischen Grundentscheidungen jedoch festgehalten hat! Vgl. Theologisches 30 (2000) 107.

⁴² MALTHA, Neue Theologie, 29-30.

⁴³ „Une théologie qui ne serait pas actuelle, serait une théologie fausse“ (219).

⁴⁴ Horst G. PÖHLMANN, Gottesdenker, Reinbek 1984, 207.

⁴⁵ Diese Grundidee des Jesuiten hatte starken Einfluss auf seine Mitbrüder Henri de Lubac und Karl Rahner. Vgl. dazu die hervorragenden Bemerkungen von: Theo WEBER-ARM, Falschen Propheten auf der Spur, Abensberg 1994, passim; bes. 52-56 und Martin MALACHI, The Society of Jesus and the Betrayal of the Roman Catholic Church, New York 1988, 285-302.



lichen Ausdrucksweise und von den bei den katholischen Lehrern geltenden philosophischen Begriffen frei zu machen, damit in der Darlegung der katholischen Lehre zur Redeweise der Heiligen Schrift und der heiligen Väter zurückgekehrt werde.“

Ganz offensichtlich wird hier das „Zurück zu den Quellen“, so wie es in der *nouvelle théologie* nicht selten verstanden wurde, kritisch als „Ausdünnung des Dogmas“ angesprochen. Sogleich wird auch scharfsinnig die Grundmotivation, die hinter solch einer verwerflichen Absicht steht, aufgezeigt:

„Sie hegen die Hoffnung, dass das Dogma, der Elemente entkleidet, die nach ihren Worten der göttlichen Offenbarung fremd sind, fruchtbar mit den Lehrmeinungen derer verglichen werden könne, die von der Einheit der Kirche getrennt sind, und dass man auf diesem Wege Schritt für Schritt zu einer gegenseitigen Angleichung des katholischen Dogmas und der Ansichten der Andersgläubigen gelangen könne.“⁵³

Der Stellenwert der scholastischen Philosophie

An die Stelle der *scholastischen Philosophie* und ihrer Begrifflichkeit, so Pius, setzten jene, die solches anstreben, ein neue Philosophie mit neuen Begriffen und glauben so, den wahren Fortschritt der Dogmengeschichte zu fördern. Und dann: Es ist eindeutig: „dass derartige Vorstöße nicht nur zu einem sogenannten dogmatischen Relativismus führen, sondern ihn tatsächlich schon enthalten.“

Ohne sich krampfhaft an die scholastische Philosophie zu klammern oder jeglicher Weiterentwicklung prinzipiell ablehnend gegenüberzustehen, muss doch festgehalten werden,

„dass die Kirche sich nicht an jedes beliebige philosophische System binden kann.“ Die Missachtung der Scholastik und ihrer Begrifflichkeit, die verschwommene Begrifflichkeit der modernen Philosophie zu übernehmen, würde bedeuten, die spekulative Theologie und das Dogma „zu einem schwankenden Schilfrohr zu machen“ (RH 442), das vom Zeitgeist hin- und hergetrieben wird. Deshalb unterstreicht Pius die Unverzichtbarkeit der *philosophia perennis*, die mit Hilfe der Offenbarung, die ihr als der lichte Morgenstern vorangeleuchtet und sie vor Irrtum bewahrt hat, über viele Generationen hinweg entwickelt wurde. Mit ihr sind gewisse Begriffe gegeben, die die Kirche sozusagen kanonisiert hat:

„Kein Wunder also, dass gewisse Begriffe von den allgemeinen Konzilien nicht nur verwendet, sondern auch endgültig anerkannt wurden, so dass es nicht erlaubt ist, davon abzuweichen.“ (RH 441) „Wer das alles überdenkt, wird leicht einsehen, warum die Kirche verlangt, dass die zukünftigen Priester in den philosophischen Fächern geschult werden ‚gemäß der Methode, der Lehre und den Grundsätzen des engelgleichen Lehrers‘; auf Grund ihrer Erfahrung von mehreren Jahrhunderten weiß sie nämlich sehr wohl, dass die planmäßige Methode des Aquinaten ... eine einzigartige Vorrangstellung innehat.“ (RH 456)

Wie notwendig diese auf einer großen Erfahrung beruhende Bewahrung bestimmter Begriffe ist, die der Thomismus dem Mund der Kirche zur Verfügung gestellt hat, zeigt etwa die Transsubstantiationslehre. Einige Nummern nach den obigen Ausführungen bemerkt Pius in *Humani generis* weiter: „Es fehlt auch nicht an Leuten, welche die Ansicht verfechten, da ja die Lehre von der Transsubstantiation sich auf einen überholten philosophischen Substanzbegriff stütze, müsse sie dahin verbessert werden, dass die wirkliche Gegenwart Christi im allerheiligsten Altarsakrament auf eine Art von Symbolismus eingeschränkt werde, in dem Sinne, das die konsekrierten Gestalten lediglich wirksames Zeichen für die geistige Gegenwart Christi wären ...“ (RH 450).⁵⁴

⁵² DH 3878 Huiusmodi evolutionis commenta, quibus omne, quod absolutum, firmum, immutabile est, repudiatur, viam straverunt novae aberranti philosophiae ...

⁵³ DH 3881 Quod autem ad theologiam spectat, quorundam consilium est dogmatum significationem quam maxime extenuare; ipsumque dogma a loquendi ratione in Ecclesia iamdiu recepta et a philosophicis notionibus penes catholicos doctores vigentibus liberare, ut in catholica exponenda doctrina ad Sacrae Scripturae sanctorumque Patrum dicendi modum redeatur. Spem ipsi fovant fore ut dogma elementis denudatum, quae extrinsecus a divina revelatione esse dicunt, fructuose comparetur cum eorum opinionibus dogmaticis qui ab Ecclesiae unitate seuncti sint, utque hac via pedetemptim perveniantur ad assimilanda sibi invicem dogma catholicum et placita dissidentium.

⁵⁴ Seit etwa 1950 wird immer wieder ins Feld geführt, der Substanzbegriff des Aquinaten und des Konzils von Trient sei heute aufgrund der modernen Physik fragwürdig, wenn nicht ganz obsolet geworden und so durch andere Begriffe zu ersetzen. Diese Argumentation lebt ganz zentral von einem schwerer Denkfehler: Der dem Dogma zugrundeliegende metaphysische Substanzbegriff, der mit dem *sens commun* so wunderbar harmonisiert, ist völlig unabhängig von den Forschungsergebnissen der modernen Physik: Die moderne Physik lehnt den Begriff der Substanz in dem Sinn ab, „dass sie eben nur die Phänomene zu untersuchen beabsichtigt, d.h. die messbaren Manifestationen der Natur. Selbstverständlich verläuft das naturwissenschaftliche Denken auf einem anderen Reflexionsniveau als die Seinsphilosophie. Die Betrachtungsweise der Physik besagt nicht, dass auf der ontologischen Ebene eine Substanz nicht angenommen werden könnte.“ (Leo Elders, Die Metaphysik des Thomas von Aquin, Bd.I, Salzburg 1985, 199). Darüber hinaus kann man sogar sagen, dass die moderne Physik im Grunde genommen überhaupt keinen echten Substanzbegriff kennt. Horst Seidl stellt sehr zutreffend fest: „Ein empiristischer Begriff von Substanz, der sich auf Akzidentelles, hier auf das Quantitative und Qualitative, reduziert, ist gar keiner.“ Und er schließt daraus völlig richtig, dass nicht nur die Einwände gegen den Substanzbegriff gegenstandslos sind, sondern es zudem für die orthodoxe Erklärung des Dogmas von der Wesensverwandlung und der Realpräsenz unbedingt des klassischen Substanzbegriffes bedarf, „und zwar im einzig möglichen, dem traditionellen Sinne, mit der eindeutigen Unterscheidung von Substanz und Akzidenz.“ (H. Seidl, Zum Substanzbegriff der katholischen Transsubstantiationslehre, in: Forum Katholische Theologie 11 [1995] 5).

Wie bereits erwähnt, ist Pius XII. selbst in jener Sache, die er hier anmahnt, mit gutem Beispiel vorangegangen. Wenn Otto B. Roegele schreibt, dass keiner der Nachfolger des *Pastor Angelicus* diesen in „der wissenschaftlich exakten Durcharbeitung der Texte, in der Klarheit und Distinktion der Aussage erreicht“⁵⁵ habe, so hat dieser in einer diffusen Zeit überhaupt nicht hoch genug zu würdigende Vorzug seine Hauptursache in einer konsequent scholastischen Bildung und Ausdrucksweise!

Eine weitere Stelle in der Enzyklika Pius' XII. wurde viel diskutiert. In dem Teil der Enzyklika, der – wohl im Anschluss an eine Aufzählung verschiedener Irrtümer der Neutheologie, wie sie Garrigou-Lagrange in dem genannten Artikel erstellt hat – einige „Giffrüchte“ (RH 450) aufzählt, die der Neomodernismus in der Theologie verbreitet, steht der Satz:

„Andere machen die wahre *Gnadenhaftigkeit der übernatürlichen Ordnung* zunichte, da sie behaupten, Gott könne keine vernunftbegabten Wesen schaffen, ohne diese auf die seligmachende Schau hinzuordnen und dazu zu berufen.“⁵⁶

Auch, wenn de Lubac dies bis zu seinem Lebensende nicht wahrhaben wollte⁵⁷, Pius verurteilt hier – ausgehend von der Verteidigung der Möglichkeit eines *status naturae purae* – den Versuch, die klare Unterscheidung von Natur und Gnade zu verwischen, indem man von einer notwendigen, und damit natürlich auch wirksamen, Hinordnung jedes vernunftbegabten Geschöpfes auf die *visio beatifica* spricht.

Fest und bestimmt im Grundsätzlichen

Die Enzyklika wurde oft als hartherzige Äußerung eines verbitterten Papstes und seines auf Verschwörungen besessenen Umfeldes missdeutet. Dabei fällt gerade an der Enzyklika der väterliche Ton auf, in dem sie spricht – ohne dabei jedoch in der Sache einem falschen Irenismus zu verfallen.⁵⁸ In ihr verwirklicht sich jene Losung, die er in einer Ansprache an die Jesuiten vom 17. September 1946 diesen zum Programm gab: „Reicht dem Irrenden eine Freundeshand, aber mach dem Irrtum keine Zugeständnisse.“⁵⁹ Der Paderborner Dogmatiker Eduard Stake-meyer schrieb kurz nach Erscheinen des Lehrschreibens: „Das Rundschreiben ... ist fest und bestimmt in seinen grundsätzlichen Richtlinien und Entscheidungen, dabei voll väterlicher Güte zu den betreffenden Personen ...“. Dies entspricht auch ganz einem generellen Charakterzug des *Pastor Angelicus*, den van Lierde rühmend hervorhebt: Pius besaß „eine natürliche Vornehmheit und echtes Taktgefühl, keinerlei Äußerung von Zorn oder Reizbarkeit ...“⁶⁰

⁵⁵ ROEGELE, Pius XII., 100.

⁵⁶ Alii veram „gratuitatem“ ordinis supernaturalis corrumpunt, cum autument Deum entia intellectu praedita condere non posse, quin eadem ad beatificam visionem ordinet et vocet.

⁵⁷ Henri de LUBAC, Zwanzig Jahre danach. Ein Gespräch über Buchstabe und Geist des Zweiten Vatikanischen Konzils, München 1985, 9-13.

⁵⁸ Man kann sich sogar fragen, inwieweit diese übergroße Barmherzigkeit Pius' XII. aus der Retrospektive klug war. Rudolf Michael Schmitz berichtet in einem Aufsatz ein bislang unbekanntes Ereignis: Im Anschluss an die Veröffentlichung von *Humani generis* hatte eine Gruppe römischer Professoren und Prälaten an den Papst einen Brief gerichtet, in dem sie diesen baten, nach seiner großartigen Analyse der Zeitsituation nun auch Konsequenzen zu ergreifen und gegen die Neomodernisten „elevare il bastone!“ Auch Schmitz betont, dass „leider mit der Enzyklika nicht immer die entsprechenden Gegenmaßnahmen verbunden wurden“: Rudolf Michael SCHMITZ, „Dann ist alles geeint, aber zum allgemeinen Ruin“ – Zur Aktualität der Enzyklika *Humani generis*, in: Berger (Hg.), Die Enzyklika „*Humani generis*“, 123.

⁵⁹ AAS 35 (1946) 385.

Trotz dieser Versöhnlichkeit, die auf eine Person hindeutet, die – wie wir auch aus dem kirchenpolitischen Bereich wissen – den Frieden in der Wahrheit leidenschaftlich liebte, verweigert sich der Papst jedem Friedensschluss zwischen Wahrheit und Irrtum. Der langjährige Mitarbeiter Pacellis, Pater Robert Leiber, S.J., (1887-1967) hat in seinem Nachruf auf Pius XII. treffend formuliert: „Verwischung oder Verdunkelung der Wahrheitsgrenzen gehörte zu jenen Dingen, die in Pius XII. einen fast physischen Widerwillen erweckten. Wo es sich um Formulierung und Abgrenzung der Glaubenswahrheiten handelt, war sein Wort messerscharf und kristallklar. Das entsprach schon seiner natürlichen Anlage, und als Papst hatte er eine zu hohe Auffassung von seiner Pflicht, den katholischen Glauben in seiner vollen Reinheit und in scharfer Abgrenzung gegen jede Abweichung und jeden Irrtum herauszuheben und zu verteidigen. Auch Andersgläubigen gegenüber hätte er es für ein Unrecht gehalten, sie über den Inhalt des katholischen Glaubens irgendwie zu täuschen.“⁶¹

Auch gibt sich Pius keinen Illusionen hin: „Betrübten Herzens“ sähe er sich gezwungen, so bemerkt er in *Humani generis*, „seinen Söhnen altbekannte Wahrheiten zu wiederholen und sie auf offensichtliche Irrtümer und Irrtumsgefahren hinzuweisen“ (RH 452), da die kritisierten Positionen, „tatsächlich schon im Unlauf“ seien. Und in wahrhaft prophetischer Weise weiter: „Was nämlich heute von einigen mit manchen Vorbehalten und Unterscheidungen eher in verdeckter Weise gelehrt wird, das werden morgen andere, die verwegener sind, offen und ohne Maßhaltung vorbringen.“ (RH 439).

Die Zeit Pius XII., die unsere Zeit ist

Reinhold Schneider hat in seiner ergreifenden Hymne an Pius XII. gedichtet:

„Du hast die Schmerzen alle angenommen
Die auf der Welt das Heilige erfahren,
Und noch von fernen, grauvollen Jahren
Ist schon ein Schatten über dich gekommen.“⁶²

Wie in keinem seiner anderen Lehrschreiben werden die Schatten, von denen der bedeutende katholische Lyriker spricht, so deutlich, hat sich Pius XII. so prophetisch erwiesen, und sind seine Äußerungen so aktuell wie in jener Enzyklika, die schon Zeitgenossen als neue *Pascendi* rühmten.

Leo Scheffczyk bemerkt, dass es eine „kaum zu widerlegende Überzeugung“ ist, „dass die vom letzten Pius-Papst [in *Humani generis*] mit divinatorischem Blick diagnostizierten irrigen Tendenzen in Theologie, Verkündigung und Frömmigkeit inzwischen zur vollen Größe aufgewachsen sind.“ Deshalb könne mit dem italienischen Philosophen del Noce begründet gesagt werden, „dass die von Pius XII. beurteilte Epoche unsere Zeit ist, in der das Drama des ethischen und dogmatischen Immanentismus zu einer höchst faszinierenden, aber giftigen Blüte angewachsen ist.“⁶³ Und auch Papst Johannes Paul II. bemerkt in seiner Enzyklika *Fides et ratio* im Anschluss an eine

⁶⁰ LIERDE, Eindrücke, 68.

⁶¹ Robert LEIBER, Nachruf auf Pius XII., in: Schambeck, Pius XII. (1986), 52.

⁶² Reinhold SCHNEIDER, Gesammelte Werke, Bd. V, Frankfurt/Main 1981.

⁶³ Geleitwort, 8. Cf. auch PARENTE (Philosophie und Theologie, 42) zu *Humani generis*: „Eine umfangreiche Sammlung von irrigen Meinungen, die auf dem Konzil ihr Echo finden und sich in der Folgezeit auswirken.“

Würdigung von *Humani generis*, „dass die Probleme von einst wiederkehren ...“ (Nr. 55).

Dies ließe sich ohne großen Aufwand an jedem einzelnen der von Pacelli in *Humani generis* angesprochenen Punkte belegen. Wir beschränken uns hier wieder auf einige kurze Anmerkungen zu den eben erläuterten Fragen.

Zur Evolutionstheorie sei hier nur soviel gesagt: Während die Warnungen des Papstes, diese Theorie vorschnell für die letzte Wahrheit zu erklären und sie zu allem Überfluss noch direkt und unkritisch auf metaphysische und dogmatische Fragen zu übertragen, zu ihrer Zeit auch unter vielen Theologen als hoffnungslos veraltet, als „Hemmschuh für den Fortschritt“, galten, können Sie heute, nachdem die Brüchigkeit und Unzulänglichkeit dieser Theorie immer offenkundiger wird, als durchaus sehr aktuell gelten. – Zumal man im kirchlichen Raum diese neue Entwicklung in den Naturwissenschaften weithin verschlafen hat.⁶⁴ In Abwandlung eines Diktums Parentes⁶⁵, kann man sagen: Es ist seltsam, dass es unter uns Philosophen und Theologen gibt, die ohne Einschränkung und vollinhaltlich eine Hypothese annehmen, welche bei anderen Wissenschaftlern, auch Nichtkatholiken, inzwischen auf Misstrauen und sogar Ablehnung stößt.

Bezüglich der *De-facto*-Geltung des Thomismus war der Pessimismus Pius' XII. durchaus angebracht: Die Aufgabe der scholastischen Philosophie als gemeinsamem Bezugssystem, das den Theologen, so unterschiedlich auch früher ihr Denken war, einen gemeinsamen Rahmen und ein Fundament zur Verfügung stellte, in dem ein wirklicher Dialog möglich war, ist leichtfertig aufgegeben worden, das damit gegebene Fundament zerbrochen. Der amerikanische Thomasforscher Thomas F. O'Meara beschreibt diesen Vorgang als Disaster: „The effect of the Second Vatican Council upon Thomism, however, seemed to be a disaster. The world-wide neo-scholastic monopoly collapsed after 1965. Aquinas' influence was reduced, as contemporary or biblical theologies replaced neo-scholasticism. The theocentric order of his thought as well as the Aristotelian conceptuality pushed his writings into the background of a Catholic life intent upon experimentation and inculturation.”⁶⁶ Wie sehr an diesem Vorgang die Theologie heute leidet, zeigt nicht nur, dass man ununterbrochen von dem herrschaftsfreien Diskurs in der *scientific community* spricht⁶⁷; selbst deutsche Universitätstheologen, die sonst nicht im Rufe einer übertriebenen Neigung zur Selbstkritik stehen, geben das Bestehen des genannten Problems inzwischen auch explizit zu. Bewusst zitiere ich hier einen jener Professoren, der sich nicht nur offiziell hinter das sogenannte Kirchenvolksbegehren stellte, sondern in seiner Habilitationsschrift auch ganz deutlich zum Abschied von der Schultheologie, der Konzeption einer objektiven Wahrheit aufrief und damit so Scheffezyk letztlich eine „totale Entleerung von Glaube und Kirche“ probagierte.⁶⁸ Dieser Theologe schreibt: „Aber man kann auch nicht die Folgen des Zu-

sammenbruchs der Schultheologie übersehen. Der Zusammenhang von Kirche und Theologie ist unterbrochen, die Problemlösungskompetenz der Theologie weitgehend verlorengegangen. Nicht dass es an Geist und Begabung fehlte. Aber die theologische Produktion hat etwas Freischwebendes und Willkürliches bekommen. Man bezieht sich auf ... die Tiefenpsychologie, auf soziologische Analysen, oder auf Bloch, auf Levinas ... Großartiges kann dabei entstehen, aber die Kommunikationsfähigkeit der Theologen untereinander geht rapide verloren.“⁶⁹

Aber auch die von Pius eingeklagte Aufrechterhaltung der sauberen Unterscheidung von Natur und Gnade bzw. des *duplex ordo cognitionis* ist ein höchst aktuelle Angelegenheit. Ohne Übertreibung und ungerechte Pauschalisierungen kann man wohl feststellen, dass die Konfusion von Natur und Gnade eines der Leitmotive der gegenwärtigen Krise der Theologie schlechthin ist. Die anthropozentrische Wende und die Hochkonjunktur eines absoluten naturalistischen Immanentismus, die sie im Gefolge hat, bestimmen heute weithin das Bild zumindest der deutschsprachigen Theologie. Kardinal Ratzinger, der wie wenige sonst einen profunden Überblick über die Lage der Theologie besitzen dürfte, bemerkt zu Sache und Begriff des Übernatürlichen: „Die Diskussionen der fünfziger Jahre haben dazu geführt, dass dieses Wort in Misskredit kam und darum auch vom Konzil gemieden wurde. Dies wiederum brachte es mit sich, dass in der nachkonziliaren Theologie mit dem Wort weitgehend auch die Sache aus dem Blick kam ... Die Unterscheidung von Natur und Übernatur wurde nun als in sich unzulässig erklärt ... Sehr schnell kippte diese Tendenz um in einen platten Naturalismus, der auch das Christologische ins Allgemeine menschliche „Existenziale“ zurücknimmt. Wenn aber erst einmal dem Christentum seine neue, übernatürliche Ebene bestritten ist, dann muss seine Verheißung in den Bereich des Natürlichen, des Diesseitigen zurückgenommen werden: Der politische Messianismus, alle Banalitäten immanentistischer Theologie waren und sind die notwendige Folge dieses Verlustes.“⁷⁰

Angesichts dieser Aktualität von *Humani generis* ist es kein Zufall, dass sowohl die von den vorbereitenden Kommissionen des 2. Vatikanums erarbeiteten Dokumente die Enzyklika in einer auffallenden Häufigkeit zitieren, aber auch das postkonziliare Lehramt immer wieder auf ihre großen Aussagen affirmativ zurückgreift. So etwa an mehreren Stellen die Enzyklika *Fides et Ratio*. In seinen Ausführungen zu der zentralen Frage der immerwährenden Gültigkeit der in den Konzilsdefinitionen verwendeten Begriffssprache, rekurriert dieses Lehrschreiben ausdrücklich auf den auch von uns zitierten Text aus *Humani generis* (Nr.96).

3. Die Göttlichkeit Christi: Die Enzyklika *Sempiternus Rex*

Schon in *Mystici Corporis* hatte Pius die zentrale Stellung Christi als Haupt seines mystischen Leibes betont. Christus und Kirche bilden gleichsam eine mystische Person.⁷¹ So strömt die

⁶⁴ Zu dem ganzen Komplex: Johannes GRÜN, Die Schöpfung – Ein göttlicher Plan. Die Evolution im Lichte naturwissenschaftlicher Fakten und philosophisch-theologischer Grundlagen, Münstair 2000.

⁶⁵ PARENTE, Philosophie und Theologie, 45.

⁶⁶ Thomas F. O'MEARA, Thomas Aquinas theologian, Notre Dame 1997, 198.

⁶⁷ Gebetsmühlenartig wiederholt etwa bei Peter HÜNERMANN, Theologie als Wissenschaft und ihre Disziplinen, 393-394.

⁶⁸ In: FKTh 13 (1997) 290.

⁶⁹ In: LebZeug 51 (1996) 317-318.

⁷⁰ In: StTom 33 (1987) 11-12.

⁷¹ Zur Nähe von *Mystici Corporis* und dem Thomismus in jener Frage: Adolf HOFFMANN, Christus est una persona mystica, in: Angelicum 19 (1942) 213-219; Rudolf Michael SCHMITZ, Das Geheimnis der Kirche, in: StTom 23 (1984) 106-111.

heiligmachende Gnade von Christus als dem Haupt, der sie in unerschöpflicher Fülle innehat, auf die Glieder seines mystischen Leibes über. Recht verstanden werden kann diese tiefe Wahrheit nur, wenn man zuvor verstanden hat, wer Christus wirklich ist, wenn man ausgestattet mit der *ratio fide illustrata* in das eingedrungen ist, was die Kirche über die hypostatische Union lehrt.

Das Entstehen einer „Christologie von unten“ in der katholischen Theologie

Gerade aber in jener Frage tauchen – auch dies ein Erbstück aus der Zeit des Modernismus und des sogenannten katholischen Liberalismus – in Folge der Rezeption bestimmter der Offenbarung fremder philosophischer Vorstellungen in der Theologie und der unkritischen Annahme von Hypothesen aus der historisch-kritischen Exegese, seit Beginn der 30er Jahre große Unsicherheiten auf.

Vor allem um der sogenannten *Christologie von unten*⁷² gerecht zu werden, befließigen sich in jenen Jahren viele Theologen in Neuentwürfen zur Christologie. Die *Christologie von unten* beabsichtigt mit ihrer Methode bei den von der modernen Exegese rekonstruierten, ersten Erfahrungen der Jünger mit Jesus einzusteigen und so die angeblich blutleere metaphysische Christologie des Thomismus zu überwinden. Dabei stellt sie allerdings das Menschsein Jesu so sehr in den Vordergrund, dass die zurückgestellte göttliche Person und Natur des Gottmenschen nicht selten bis zur Unkenntlichkeit verblassen. Besonders deutlich wird dieser Ansatz bei dem französischen Franziskaner Déodat de Basly, der in ganz eigener Weise nicht nur mit wissenschaftlichen Abhandlungen, sondern auch in romanähnlichen Arbeiten, gegen die kyrillianisch-thomistische Einigungschristologie, die wie keine sonst dem Konzil von Chalzedon gerecht wird, polemisiert und unter Berufung auf seinen Ordensbruder Johannes Duns Scotus die *Homo-Assumptus*-Lehre wiederaufwärmte: „Der Logos selber ist im Beziehungsganzen, das Christus ist, nicht als Individuum, nicht als selbsthandelndes Ich zu betrachten ... Der Träger der Individualität und Autonomie in Christus ist also der *Homo Assumptus*. Dieser wird auch zum zuerst gemeinten Subjekt der Christusaussage.“⁷³ De Basly fand schnell Nachahmer, die seinen ultraskotistischen Ansatz weiterführten. So den Jesuiten Galtier und den Franziskaner Léon Seiller, der auf Galtier und de Basly aufbaute und seine Ansichten in einem 1949 erschienen, 1950 indizierten Artikel öffentlich bekannt machte⁷⁴. Nach ihnen hat die Menschheit Christi ein rein menschliches, vom göttlichen Bewusstsein unabhängiges Ich-Bewusstsein, ein autonomes menschliches Handlungsprinzip, und muss so auch als „Person“⁷⁵ begriffen werden.

Dass dadurch die menschliche Natur Jesu ungebührlich und maßlos in den Vordergrund gerückt und das wunderbare gottmenschliche Gleichgewicht des Konzils von Chalzedon umgekippt wird, ist offensichtlich.

Die menschliche Natur Christi, die in der Person des Logos selbst subsistiert

So sah sich Pius anlässlich der 15. Zentenarfeier eben jenes Konzils im Jahre 1951 auch gezwungen, diesen von der Christologie von unten ausgehenden, christologischen Neukonzeptionen eine klare Absage zu erteilen.

Zunächst hebt die Enzyklika wieder die große Bedeutung einer klaren, eindeutigen Begrifflichkeit hervor:

„Fragt man sich nun, wie es zu erklären sei, dass die Formulierungen des Konzils von Chalzedon in der Wiederlegung des Irrtums sich so klar und wirksam erweisen, so glauben Wir den Grund vor allem darin zu sehen, dass dort unter Vermeidung jeder Zweideutigkeit äußerst genaue Begriffe Verwendung gefunden haben ...“ (RH 31)

Kurz danach kommt Pius dann auf die angesprochenen Neuansätze zu sprechen:

„Obwohl nichts hindert, die Menschheit Christi – auch mit psychologischer Methode noch tiefer zu erforschen, so gibt es bei diesen schwierigen Forschungen doch manche, die mehr als billig das Alte verlassen, um Neues zu errichten und sich fälschlicherweise der Autorität und der Definition des Konzils von Chalzedon zu bedienen, um das von ihnen Verfasste zu stützen. Diese rücken den Zustand und die Verfasstheit der menschlichen Natur Christi so sehr in den Vordergrund, dass sie (– *wenigstens psychologisch* –) als ein Subjekt eigenen Rechtes angesehen zu werden scheint, so als ob sie nicht in der Person des Wortes selbst existiere. Aber das Konzil von Chalzedon sagt in völliger Übereinstimmung mit dem von Ephesus klar, dass beide Naturen unseres Erlösers „in eine Person und Hypostase“ zusammenkommen, und verbietet, zwei Einzelwesen in Christus anzunehmen, so dass irgendein „angenommener Mensch“, im Besitz der uneingeschränkten Selbständigkeit, dem Wort zur Seite gestellt würde.“⁷⁶

Zur Textgeschichte ist interessant zu erwähnen: Das „wenigstens psychologisch“: *saltem psychologicè* stand in der Erstveröffentlichung des Textes im *Osservatore Romano*, in der offiziellen Ausgabe (AAS 43 [1951] 638) fehlt es. Ein Versehen? Kaum!

Pius wollte offensichtlich, trotz der Eindeutigkeit mit der die nestorianische Irrlehre von zwei ontologischen Subjekten in Christus proskribiert und dem Nachdruck mit dem die einzigartige Bedeutung der göttlichen Person und Natur Jesu Christi verteidigt wird, die auch in der Tradition umstrittene Fragen

⁷² Wie sehr diese bereits im Besitzstand ist, zeigt etwa der vierte Band der von Leo Kardinal SCHEFFCZYK und Anton ZIEGENAUS gemeinsam herausgegebenen Dogmatik: Anton ZIEGENAUS, Jesus Christus. Die Fülle des Heils, Aachen 2000. Dazu: Theologisches 31 (2001) 37-41.

⁷³ Aloys GRILLMEIER, Zum Christusbild der heutigen katholischen Theologie, in: Johannes Feiner u.a. (Hg.), Fragen der Theologie heute, Einsiedeln 1957, 283.

⁷⁴ Leon SEILLER, La psychologie humaine du Christ et l'unicité de personne, in: FrSt 31 (1949) 49-76. 246-274. Indiziert: AAS 43 (1951) 561 (vgl. dazu den Kommentar von: Michael BROWNE, in: Osservatore Romano vom 19.7.1951).

⁷⁵ GALTIER, L'unité du Christ, Paris 1939, 350-352.

⁷⁶ DH 3905: Quamvis nihil prohibeat quominus humanitas Christi, etiam psychologica via ac ratione, altius investigetur, tamen in arduis huius generis studiis non desunt qui plus aequo vetera linquant, ut nova astruant et auctoritate ac definitione Chalcedonensis Concilii perperam utantur, ut a se elucubrata suffulciant. Hi humanae Christi naturae statum et condicionem ita provehant ut eadem reputari videatur subiectum quoddam sui iuris, quasi in ipsius Verbi persona non subsistat. At Chalcedonense Concilium, Ephesino prorsus congruens, lucide asserit utramque Redemptoris nostri naturam „in unam personam atque subsistentiam“ convenire vetatque duo in Christo poni individua, ita ut aliquis „homo assumptus“, integre autonomiae compos, penes Verbum collocetur.

nach dem menschlichen Bewusstsein Jesu in der Schwebelassen, wenn auch die dem Papst richtiger erscheinende Lösung in dem Ersttext zum Ausdruck kommt.

Erlitt die Gottesmutter vor der Aufnahme in den Himmel den Tod?

Eine ähnliche Vorsichtigkeit wird auch in der Apostolischen Konstitution *Munificentissimus Deus* (1. November 1950), mit der das Dogma von der glorreichen Aufnahme der heiligen Jungfrau Maria mit Leib und Seele in den Himmel dogmatisiert wurde, deutlich:

In einer während den Vorbereitungsarbeiten zur Dogmatisierung stattfindenden Audienz, soll sich – nach dem zuverlässigen Zeugen van Lierde – folgendes zugetragen haben: Zu den Audienzteilnehmern gehörte auch ein junges italienisches Ehepaar mit einem vierjährigen Sohn. „Während sich der Heilige Vater den Eltern nähert, um sie zu begrüßen und zu segnen, tritt der kleine Junge einen Schritt vor, fixiert den Papst und sagt plötzlich: ‚Heiliger Vater, die Madonna ist nicht gestorben‘. Pius XII. bleibt tief erschüttert stehen, schaut die Eltern an, fordert eine Erklärung und stellt ins einzelne gehende Fragen. Die Eltern versichern in aller Aufrichtigkeit: ‚Heiliger Vater, mit unserem kleinen Sohn haben wir nie über dieses Thema gesprochen, niemals, zu keiner Zeit, und wir haben ihm vor dieser Audienz nichts darüber gesagt‘.“⁷⁷

Aber dieses Ereignis war wohl nicht das theologisch Entscheidende: In Anbetracht der Tatsache, dass sich die Theologen darüber uneinig waren und sind, ob die Gottesmutter tatsächlich vor ihrer Aufnahme in die himmlische Herrlichkeit den Tod erlitten hat, beriet sich Pius immer wieder mit seinen Beratern und zog sich sehr häufig zum Gebet und zur Betrachtung zurück.

In dem entscheidenden Text der Apostolischen Konstitution wird diese Frage dann auch tatsächlich offengelassen. Dort ist nicht vom Tod Mariens die Rede, sondern es heißt: „Es ist von Gott geoffenbarte Glaubenslehre, dass die Unbefleckte Gottesgebärende und immerwährende Jungfrau Maria nach Vollendung des irdischen Lebenslaufes mit Leib und Seele in die himmlische Herrlichkeit aufgenommen wurde.“⁷⁸

Zwei Dinge zeigen sich an diesen historischen Daten: Zum einen belegt die Tatsache, dass sich Pius vor der genannten, wichtigen Entscheidung zuerst ins Gebet und die Betrachtung zurückzieht und nicht einfach nur kirchenpolitisch-diplomatische Überlegungen anstellt, schön, dass für ihn die Prioritäten klar sind: Oberster Maßstab der Leitung der Kirche haben mit einem unerschütterlichen Primat die übernatürliche Wahrheit und das Heil der Seelen zu sein, Kirchenpolitik und Diplomatie stehen als kontingente Kriterien in ihren Diensten. Dies entspricht ganz der Phänomenologie dieses Episkopates, die sich durch ein Zurücktreten des rein Menschlichen, Persönlichen vor dem auszufüllenden Amt und den durch es tradierten Inhalten auszeichnet. Niemals etwa wäre Pius XII. auf die Idee ge-

kommen, sein Papstamt, das er nur ausfüllt, aber kein Privatbesitz seiner Person ist, der theologischen Diskussion zur Disposition zu stellen. Hier handelt es sich um einen Wesenszug dieses Episkopates, der selbst Nichtkatholiken nicht verborgen blieb. Der bekannte deutsche Schriftsteller Thomas Mann schrieb am 3. Mai 1953 an Ranuccio Bianchi Bandinelli über eine Audienz im April 1953 bei Pius: „... wie im Traum nahm ich alles auf, und wie ein sehr starker, ins Gemüt dringender Traum wirkt und lebt es in mir fort. Der Ungläubige und Erbe protestantischer Kultur beugte ohne die leiseste innere Hemmung das Knie vor Pius XII. und küsste den Ring des Fischers, denn es war kein Mensch und Politiker, sondern ein weißes Idol, das, umgeben von gemessenstem geistlich-höfischen Zeremoniell, zwei Jahrtausende abendländischer Geschichte sanft und ein wenig leidend vergegenwärtigte ...“⁷⁹

Dass in diesem Punkt die Kurienreform wenig glücklich gewirkt hat, hat zuletzt die Beratungsscheinkrise in Deutschland gezeigt. Schon Kardinal Ottaviani bemerkte angesichts der Tatsache, dass im Rahmen der Kurienreform das Staatssekretariat über das Sacrum Officium gestellt wurde: „Grundregel der Regierung der Kirche war bis jetzt die geoffenbarte Lehre, deren Bewahrung und richtige Interpretation in der Kirche an erster Stelle dem Papst anvertraut war, der sich dieser Kongregation bediente. Nun weiß ich nicht mehr, welches das inspirierende Kriterium der Regierung der Kirche sein wird, aber ich fürchte, dass das diplomatische und kontingente Kriterium die Oberhand gewinnen wird.“⁸⁰

Zum zweiten fällt an den erwähnten Stellen in *Sempiternus Rex* und *Munificentissimus Deus* die souverän differenzierende Vorsichtigkeit als Teil der Tugend der Klugheit⁸¹ auf, wenn es um die Wahrheit und ihre alle bindende Formulierung geht. Eine Vorsicht, die, wie vieles andere in dem theologischen Erbe des *Pastor Angelicus*, an die Doktrin des *Doctor Angelicus* erinnert.⁸²

„... das werden morgen andere, die verwegener sind, offen und ohne Maßhaltung vortragen“

Trotz ihrer unbestreitbaren Tiefe und Dringlichkeit ist *Sempiternus Rex* von vielen Theologen hartnäckig ignoriert worden. Parente gibt die Situation treffend wieder, wenn er bemerkt: „Es ist peinlich, darauf hinweisen zu müssen, dass die päpstliche Lektion über eine christologische Frage keinen vollen Effekt hatte ... Die Tendenz, die Formel von Chalzedon zu entwerten, hat sich ... bei einigen katholischen Theologen bis

⁷⁹ Zit. nach: Werner FRITZEN, Oldenburg-Interpretationen zu Thomas Mann, Bd. 25, München 1999, 106-107.

⁸⁰ Zit. nach: Giuseppe ALBERIGO (Hg.), Geschichte des Zweiten Vatikanischen Konzils, Bd. II, Mainz / Löwen 2000, 73.

⁸¹ Cf. THOMAS VON AQUIN, Summa theologiae IIa-IIae q.49 a.8

⁸² Lässt doch Dante Alighieri, der im weiteren Sinne durchaus als Schüler des Aquinaten gelten darf, den „guten Bruder Thomas“ im 13. Gesang des *Paradiso* sagen:

„Wie Blei am Fuß sei stets dir solch Bedenken,
damit du langsam schreitest wie ein Müder,
zum Ja und Nein wo du's nicht sehen kannst.

Denn der ist gar ein niedriger Tor,

der ja sagt oder nein ohn Unterschied, sei es in dieser, sei es in jener Sache.“
Zur Nähe von *Doctor angelicus* und *Pastor angelicus*: Umberto DEGL'INNOCENTI, Pio XII e San Tommaso, in: *Divinitas* 13 (1959) 758-774.

⁷⁷ LIERDE, Eindrücke, 79-80.

⁷⁸ *Nostra pronuntiamus, declaramus et definimus divinitus revelatum dogma esse: Immaculatam Deiparam semper Virginem Mariam, expleto terrestri vitae cursu, fuisse corpore et anima ad caelestem gloriam assumptam.* (DH 3903)

zur Aggressivität gesteigert. Karl Rahner hat auch hier den Anfang gemacht, indem er den Beweis erbringen wollte, dass die Formel von Chalzedon zumindest unzureichend sei; dann, dass sie auch unhaltbar wäre, teils aus inneren Gründen, teils weil das moderne Denken eine ontologische Begründung der Person nicht zulasse. Die ... Ausführungen von Karl Rahner haben anderen Theologen Anlass gegeben, noch weiter zu gehen (Schoonenberg, Schillebeeckx, Küng); sie werfen die Formel von Chalzedon und gefährden ernstlich die Gottheit Christi, der nach dieser Lehre nichts anderes ist als ein Mensch, in welchem Gott sich kundgibt.⁸³

Obwohl die heutigen Neuinterpretationen und Umdeutungen der kirchlichen Lehre über Jesus Christus, die nicht selten letztlich auf eine Bestreitung des Dogmas hinauslaufen, quantitativ zahlreich und inhaltlich vielfältig sind,⁸⁴ lässt sich auch unter der freilich gegebenen Notwendigkeit der Differenzierung in der Beurteilung dieser Ansätze, fast ausnahmslos ein gemeinsamer Grundzug, der diese prägend durchzieht, festmachen:

Sie alle verlassen das wundervolle analetische Gottmenschliche Gleichgewicht des Dogmas von Chalzedon⁸⁵ und rücken mehr oder weniger bewusst, in einem gefährlichen, inzwischen schon fast anachronistisch wirkenden Kniefall vor dem natürlichen Säkularismus und Anthropozentrismus die menschliche Natur Jesu Christi so in den Vordergrund, dass die Göttlichkeit Jesu nicht selten fast vollständig verschwindet.

Schon vor vielen Jahrzehnten haben einige Theologen aus Jesus Christus einfach „den menschlichsten der Menschen“ (J. Blank) gemacht. Jesus bedeutet etwa nach Karl Rahner „als seine Wirklichkeit“ nicht mehr als „genau das, was wir sind“⁸⁶. In ihm findet sich lediglich das in Höchstform verwirklicht, „was der Mensch eigentlich meint“⁸⁷; er ist nur „der Mensch, der die einmalige absolute Selbsthingabe an Gott lebt.“⁸⁸ Die sehr erfolgreiche, vom Lehramt mehrmals, jüngst wieder durch die Erklärung *Dominus Iesus*, klar verurteilte „Pluralistische Theologie der Religionen“, ist den Weg, vor dem Pius so eindringlich in dem zitierten Passus gewarnt hatte, und den Rahner und seine Schüler beschritten haben, konsequent zu Ende gegangen. In Christus sieht sie nunmehr einen charismatisch besonders begabten Menschen, der gegenüber anderen ähnlichen begabten religiösen Führern kein eigentliches *Surplus* aufzuweisen hat.

Immer wieder betont sie, „dass auch Jesus Kind seiner Zeit mit aller menschlicher Begrenztheit war, so dass es nicht möglich ist, ihn als einen allwissenden göttlichen Geist in menschlicher Hülle zu verstehen.“⁸⁹ Hier verbinden sich eine wohl eher Unwissenheit denn bewusste Bösartigkeit verratende Karikierung des Dogmas der Kirche sowie der alte und doch stets immer wieder neu aufwuchernde Naturalismus mit einem zum Dogma erhobenen Relativismus.⁹⁰

Auch hier trifft zu, wovon Pacelli prophetisch warnte: „Was nämlich heute von einigen mit manchen Vorbehalten und Unterscheidungen eher in verdeckter Weise gelehrt wird, das werden morgen andere, die verwegener sind, offen und ohne Maßhaltung vorbringen.“ (RH 439).

4. Die Stunde der Wiederentdeckung eines großen Erbes

Nach all dem Gesagten bleibt der schwer zu verdrängende Eindruck, dass die großen Lehren oder Leitmotive des theologischen Erbes Papst Pius XII. heute aktueller sind als zu ihrer Entstehungszeit. Die Gestalt Pacellis leuchtet in ihnen als der providentielle Papst einer Übergangszeit, „an deren Anfang das bedauerliche, wenn auch gescheiterte, Experiment des Modernismus und an deren Ende die Maßlosigkeiten der nachkonziliaren Jahre stehen“⁹¹, die sich bis zur Stunde – freilich mit immer weniger Kraft – fortsetzen, ihren Höhepunkt längst überschritten haben: Sein festes Entschlossenheit zur Verteidigung der Wahrheit, die damit verbundene konsequente Ablehnung jedes falschen Irenismus und Konfusionismus, die Bevorzugung der scholastischen Klarheit in der Diktion und die gegen den wie eine verheerende Überschwemmung in die Kirche eindringenden Anthropozentrismus und Subjektivismus gerichtete Betonung der Übernatürlichkeit der Mysterien des Christentums.

Dies alles aber nicht in einer den aktuellen theologischen Diskussionen unkundig gegenüberstehenden, herzlosen und engen Intransigenz. Vielmehr geprägt von jener Haltung, die wir das Römische Prinzip nannten, die sich auszeichnet durch eine profunde Kenntnis der großen theologischen Fragen und gewillt ist, diese mit Liebe zur Tradition, in offensiver Weise gegen Abweichungen von der gesunden *media via*⁹² katholischen Denkens, und offen für die Herausforderungen der Gegenwart und Zukunft zu beantworten und so einen echten, fruchtbaren Fortschritt im Denken und Leben der Kirche zu ermöglichen.

So bleibt gerade der jüngeren Theologengeneration, die das Lehramt Pius' XII. nicht mehr direkt erleben durfte, die Aufgabe, dieses neu für sich und die großen theologischen Probleme der Gegenwart wiederzuentdecken.⁹³

⁸³ PARENTE, Philosophie und Theologie, 38.

⁸⁴ Vgl. Arno SCHILSON/Walter KASPER, Christologie im Präsens, Freiburg/Breisgau 1974; Georg MAY, Der Glaube in der nachkonziliaren Kirche, in: UVK 13 (1985) 128-133; AUER/RATZINGER, KKD IV/1 (1986) 59-66; Bernhard LAKEBRINK, Die Wahrheit in Bedrängnis, Stein am Rhein 1986, 16-29; Bertrand DE MARGERIE, A quelles conditions d'après Lumen Ecclesiae une philosophie peut-elle servir d'instrument à l'élaboration d'une christologie catholique?, in: StTom 13 (1981): „on ne le sait trop: les omissions, les limites et surtout les erreurs de nombreuses christologies récentes ont causé un grave préjudice à la foi de nombreux membres du peuple de Dieu et inquiété les autorités de l'Eglise.“

⁸⁵ Vgl. Joachim Kardinal MEISNER, Die Aufgabe unserer Zeit: Das Gottmenschliche Gleichgewicht von Chalzedon wiederfinden, in: LebZeug 52 (1997) 85-91.

⁸⁶ Karl RAHNER, SzT IV, 150.

⁸⁷ ID., SzT IV, 235.

⁸⁸ ID., SzT III, 24.

⁸⁹ Perry SCHMIDT-LEUKEL, Das Pluralistische Modell in der Theologie der Religionen, in: ThRv 89 (1993) 369-370.

⁹⁰ Vgl. dazu: Gerhard Ludwig MÜLLER, Erkenntnistheoretische Grundprobleme einer Theologie der Religionen, in: FKTh 15 (1999) 161-179.

⁹¹ PARENTE, Philosophie und Theologie, 79.

⁹² THOMAS VON AQUIN, De veritate q.24 a.12: fides autem catholica media via incedit ...

⁹³ Dies ist auch im Hinblick auf eine noch ausstehende befriedigende Rezeption des II. Vatikanums von großer Bedeutung. Papst Johannes Paul II. hat in seinem Apostolischen Schreiben *Novo millennio ineunte* vom 6. Januar 2001 bezüglich der Texte dieses Konzils gemahnt: „Sie müssen auf sachgerechte Weise gelesen werden, damit sie aufgenommen und verarbeitet werden können als qualifizierte und Norm gebende Texte des Lehramtes *innerhalb der Tradition der Kirche*.“ Dass das Lehramt Pius' XII. bei dieser noch ausstehenden Interpretation des II. Vatikanums im Lichte der Tradition eine zentrale Stelle einnehmen muss, ist nicht von der Hand zu weisen!

Wunder sind Tatsachen – Die Zeugnisse der Kanonisationsakten¹

Wilhelm Schamoni und Andreas Resch auf den Spuren des Wunders

Wilhelm Schamoni – „Wunder sind Tatsachen“

Nach Beendigung des Zweiten Weltkriegs, den er nach fünf Jahren im KZ und der abenteuerlichen Flucht während eines Todesmarsches, nur knapp überlebte, begab sich der 1905 geborene Priester Wilhelm Schamoni² nach Rom, um dort seiner besonderen Leidenschaft nachzugehen, der Suche nach wahren Bildnissen der Heiligen.³ Wir verdanken ihm eine beeindruckende Sammlung von Heiligenporträts, die bereits 1938 in erster Auflage erschien und vielfach nachgedruckt und erweitert wurde.

Anlässlich dieser Recherche stieß Schamoni in Rom auf ganze Berge von gedruckten Kanonisationsakten, also auf jene streng dokumentierten Zeugenaussagen und Untersuchungen, die der Selig- oder Heiligsprechung eines Kandidaten vorausgehen. Er erkannte schon damals die Wichtigkeit dieser Akten, „denn sie bedeuteten eine ungeahnte Erfüllung der Verheißung Christi: seine Sendboten würden dieselben Werke tun wie er“⁴ und ließ sich etwa 5000 Seiten daraus kopieren. Zudem ließ sich der Gelehrte aus den 796 Bänden des „Fonds de Canonisations“, die sich in der Pariser Nationalbibliothek befinden und die von Schamoni inventarisiert wurden⁵, 4000 weitere Abzüge erstellen. Aus diesen Fotokopien übersetzte Schamoni in der Folgezeit „Parallelen zum Neuen Testament“, die zunächst in einer Beilage der „Offertenzeitung für die katholische Geistlichkeit Deutschlands“ und später in der von ihm, aufgrund der sich abzeichnenden Glaubenskrise, begründeten Zeitschrift „Theologisches“ erschienen. 1971 veröffentlichte Wilhelm Schamoni erstmals eine Sammlung dieser dokumentierten und durch Zeugen beglaubigten Wunder unter dem Titel „Parallelen zum Neuen Testament“⁶. Später sollte dieses bedeutende Werk, das aufgrund der Unterstützung der in Amerika begründeten De Rancé-Foundation auch kostenlos verbreitet wurde, unter dem Titel „Wunder sind Tatsachen“ in zahlreichen Auflagen und bei mehreren Verlagen erscheinen. Eine Vorarbeit zu diesem Werk bildete das Büchlein „Auferweckungen vom Tode. Aus Heiligsprechungsakten übersetzt“⁷, das bereits 1968 erstmals er-

schien. In seinem Hauptwerk „Wunder sind Tatsachen“ ordnet Schamoni in 18 Kapiteln die bezeugten Wunder aus den Heiligsprechungsakten den entsprechenden Berichten des Neuen Testaments zu und kann damit aufzeigen, dass sich all jene Wunder, die uns die Evangelien und die Apostelgeschichte von Christus und seinen Jüngern berichten, auch in der nunmehr zweitausendjährigen Geschichte der Kirche Christi und bis auf den heutigen Tag ereignen. Er berichtet darin etwa von Blinden, die plötzlich wieder sehen, Lahmen und Krüppeln, die wieder laufen, von Menschen, die verkümmerte Gliedmaßen wieder gebrauchen können, von Brot- und Fischvermehrungen, von Visionen und Prophezeiungen, ja sogar von der Erweckung Toter.⁸

Wenn der kritische Geist das Wunder aufgrund seiner vorgeblichen Aufgeklärtheit ablehnt und wenn Theologen meinen, sie müssten die Wunder des Neuen Testaments uminterpretieren, dann müssen sie die zahlreichen Zeugnisse, die Schamoni zusammengetragen hat, entweder ignorieren oder deren Glaubwürdigkeit bezweifeln. Diesen Einwänden begegnet Schamoni bereits im Vorwort seines Werkes, wenn er schreibt:

„Gewiß ist man früher wundergläubig oder gar wundersüchtig gewesen. Aber bedeutet dies, daß man früher nicht mit Sicherheit anzugeben vermochte, ob einer blind war oder nicht, daß man nicht bezeugen konnte, was man jahrelang mit eigenen Augen gesehen hatte, daß z. B. die Beine nur aus Haut und Knochen bestanden, daß sie gefühllos am Leibe baumelten, daß die Finger- und Zehenspitzen vom Aussatz weggefressen waren, daß Rückgratverletzte sich jahrzehntlang auf allen Vieren bewegt haben, oder daß ein Klumpfüßiger auf dem Rücken seiner Füße gegangen ist? Wenn dann der Öffentlichkeit bekannt gegeben ist, daß über behauptete Wunder Vernehmungen vorgenommen werden, in denen jeder, der zur Findung der Wahrheit etwas beitragen kann, im Gewissen verpflichtet wird, sich zu melden und auszusagen, und wenn darauf die vor einem Gerichtshof unter Eid niedergelegten und beglaubigten Protokolle zur Grundlage von Untersuchungen gemacht werden, dann weiß ich nicht, mit welchem Recht man die eidliche Aussage gewissenhafter Personen über das, was sie mit eigenen Augen jahrelang genauso gut gesehen haben, wie es der ganze Ort gesehen hat, in Zweifel ziehen kann.“⁹

¹ Dieser Beitrag geht aus einem Vortrag hervor, den der Verfasser anlässlich der 16. Theologischen Sommerakademie am 06. Juni in Augsburg gehalten hat. Mit einer zusätzlichen Darstellung von mehreren Wunderberichten wird er im Berichtband der Sommerakademie erscheinen.

² Zur Person und Werk Schamonis vgl. D. Wattenberger, Erinnerungen an Wilhelm Schamoni: Theologisches 1/1990, 8f.; D. Berger, Schamoni, Wilhelm: BBKL 23 (2004) 1268-1272;

³ Vgl. zum Folgenden die Einleitung Schamonis in: W. Schamoni / K. Besler, Charismatische Heilige, Stein am Rhein 1989, 7-14.

⁴ Vgl. Charismatische Heilige, 7

⁵ W. Schamoni, Inventarium Processum Beatificationis et Canonizationis Bibliothecae Nationalis Parisiensis provenientium ex Archivis S. Rituum congregationis typis mandatorum inter annos 1662-1809, Hildesheim - New York 1983.

⁶ W. Schamoni, Parallelen zum Neuen Testament. Aus Heiligsprechungsakten, Abensberg 1971.

⁷ W. Schamoni, Auferweckungen vom Tode. Aus Heiligsprechungsakten übersetzt, Selbstverlag des Verfassers 1968.

⁸ Er differenziert die Berichte in folgende Kapitel: I. Blinde sehen (Mt 11,5); II. Lahme gehen (Mt 11,5); III. Aussätzige werden rein (Mt 11,5); IV. Stumme reden, Taube hören (Mk 7,37); V. Tote werden auferweckt (Mt 11,5); VI. Da verließ sie das Fieber (Mk 1,31); VII. Ein Mann, der hatte eine verdorrte Hand (Mk 3,1); VIII. Da erschien vor ihm ein wassersüchtiger Mann (Lk 14,2); IX. Er heilte jegliche Krankheit und jegliches Gebrechen (Mt 9,35); X. Fünf Brote und zwei Fische (Mk 6,38); XI. Auf dein Wort hin will ich die Netze auswerfen (Lk 5,5); XII. Sein Angesicht leuchtete wie die Sonne (Mt 17,2); XIII. Es erschien ihnen Elias mit Moses (Mk 9,4); XIV. Wahrhaftig der Prophet, der in die Welt kommen soll (Jo 6,14); XV. Er wusste, was im Menschen war (Jo 2,25); XVI. Das Lamm ist ihr Licht (Offb 21,23); XVII. Mancherlei Geistesgaben nach der Geschenkten Gnade (Röm 12,6); XVIII. Philippus vom Geiste des Herrn entrückt (Apg 8,39).

⁹ Schamoni, Wunder sind Tatsachen, XVI.

Wie ein solcher Eid, den die Zeugen anlässlich ihrer Vernehmung abzulegen haben, aussehen kann, zeigt der Gelehrte dann am Beispiel eines Prozesses aus dem Jahre 1307. Die Zeugen schworen, daß sie „über alles die ganze, volle, reine, lautere und einfache Wahrheit sagen würden, die sie wüssten oder glaubten oder gehört hätten, so wie sie sie wissen, glauben oder gehört haben, daß sie nicht aus persönlicher Zuneigung und Begünstigung oder aus freundschaftlichen Gründen oder wegen eines persönlichen Vorteils, den sie selbst oder durch andere schon erlangt hätten, erlangen würden oder zu erlangen hofften, oder aus Furcht oder aus Haß etwas verschweigen würden, und daß sie nicht betrügerisch etwas Falsches einflechten oder etwas Wahres unterschlagen würden und daß sie nicht aus Eigenem etwas hinzufügen würden und daß sie über ihre Aussage mit niemandem sprechen würden bis zur Veröffentlichung des Urteils der Kirche“¹⁰.

Wer die Möglichkeit des Meineids in Betracht zieht, muss bedenken, dass in diesen Prozessen jeder katholische Zeuge an einem Altar kniend unter Berührung der Evangelien einen Eid auf die Wahrheit seiner Aussage abzulegen hatte, indem er seine ewige Seligkeit als Pfand für seine Wahrhaftigkeit einsetzte.¹¹

Andreas Resch – „Wunder der Seligen und Heiligen“

Wem nun die von Schamoni berichteten Wunder, was ihren Zeitpunkt und ihre Prüfung anbetrifft, zu weit in der Vergangenheit liegen und wer daher auf den Fortschritt der medizinischen Erkenntnisse und der Psychologie (etwa in der Erforschung des Placebo-Effektes, der Selbstheilungskräfte, der neurotischen Erkrankungen und der Macht des Unterbewussten) verweist, um der Wunderfrage auszuweichen und sie wieder in das Gebiet des unaufgeklärten, naiven Wundergläubigen zu verbannen, der muss an dieser Stelle enttäuscht werden. Während meiner Recherchen zu diesem Thema stieß ich nämlich auf die Arbeiten des 1934 in Bozen geborenen Redemptoristenpaters Prof. Dr. Dr. Andreas Resch, der in Innsbruck den „Resch-Verlag“ und das „Institut für Grenzgebiete der Wissenschaft“ leitet.¹² Pater Resch studierte zunächst Theologie und Psychologie in Freiburg und Innsbruck. Von 1969 bis ins Jahr 2000 lehrte er als Professor für klinische Psychologie und Parapsychologie an der Accademia Alfonsiana, die in die Päpstliche Lateranuniversität in Rom eingegliedert ist.

Auch er stieß bei seiner Forschung zu paranormalen Ereignissen auf die umfangreichen Bände „Positio super Miraculo“, den Wunderberichten im Archiv der Heiligsprechungskongregation, und sah es als notwendige Aufgabe an, diese außergewöhnlichen und unerklärlichen Phänomene einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen. In mühsamer Arbeit entstanden in der Reihe „Wunder von Seligen und Heiligen“ bereits die beiden umfangreichen Bände mit dem Titel „Wunder der Seligen 1983-1990“¹³ und „Wunder der Seligen 1991-

1995“¹⁴, in denen Resch neben biographischen Angaben zu 135 Personen, die unter Papst Johannes Paul II. seliggesprochen wurden, die schriftlich festgehaltenen Berichte der „Consulta Medica“, des medizinischen Rates der Kongregation, dokumentiert. Der dritte Band dieser Reihe wird unter dem Titel „Wunder der Heiligen 1983-1995“ momentan vorbereitet. Die Bedeutsamkeit der Arbeit Reschs wird auch dadurch bestätigt, dass die italienischsprachige Ausgabe seiner Werke direkt von der Verlagsbuchhandlung des Vatikans herausgegeben wird.¹⁵

Beide erschienenen Bände enthalten zudem eine ausführliche Einführung¹⁶. Im Anschluss an die einzelnen Fallbeispiele werden in einem zweiten Teil noch mehrere Tabellen und Verzeichnisse geboten, die es erlauben, sich einen schnellen Überblick über die dargelegten Fälle zu verschaffen.¹⁷

In seiner Einleitung führt der Wissenschaftler zur Wunderfrage aus:

„Zu den am häufigsten gestellten Fragen im religiösen Bereich gehört sicher die Frage des Wunders. Dies hängt damit zusammen, daß es sich hierbei letztlich um eine theologische Frage handelt, die empirisch nicht gelöst werden kann. Die theologische Aussage setzt jedoch den empirischen Beweis voraus, daß sich das Phänomen ereignet hat und mit den gegenwärtigen wissenschaftlichen Kenntnissen nicht zu erklären ist. Erst dann stellt sich die theologische Frage hinsichtlich der Möglichkeit eines transzendenten Zusammenhangs. Bei den Kanonisationsverfahren muß dieser Zusammenhang als evidenter Bezug der nicht erklärbaren Phänomene mit der Anrufung eines Dieners Gottes bzw. Seligen nachgewiesen werden. So versteht man bei den Selig- und Heiligsprechungen unter einem ‚Wunder‘ ein nicht erklärbares Ereignis in erwiesenem Zusammenhang mit der Anrufung eines Dieners Gottes oder eines Seligen.“¹⁸

Im Fundus von Pater Resch finden wir Heilungen von Multipler Sklerose, von schwerer Sepsis, von verschiedenen Krebsarten, völlige Genesung nach dem Ertrinken und verspäteter, ineffizienter Reanimation, Schwangerschaft trotz primärer Sterilität, usw., usw.

Dass auch Teile der theologischen Gelehrtenwelt immer noch nicht bereit sind, sich das Wachs der Aufklärung aus den Ohren und die rationalistische Brille von der Nase zu nehmen, bestätigte mir Pater Resch durch eine Anmerkung in unserer Korrespondenz. Nachdem ich ihn um Rezensionsexemplare seiner beeindruckenden Dokumentationen bat, bestätigte er mir die Zusendung mit dem Zusatz: „in der Hoffnung, dass die genannten Zeitschriften die Rezension auch annehmen, weil die Wunderfrage ein völliges Tabu ist, sodass wir kaum Zeitschriften fanden, die eine Rezension veröffentlichten.“¹⁹

Dieses Tabu erlebten und erleben zahlreiche Theologiestudenten, die auch heute noch eine Exegese des Neuen Testamen-

¹⁰ Acta Sanctorum, Oct. I, Antverpiae 1746, S. 588 nr. 268f., zitiert nach Schamoni, Wunder sind Tatsachen, XVI.

¹¹ Vgl. Schamoni, Wunder sind Tatsachen, XVII.

¹² Vgl. hierzu die Internetpräsenz www.igw-resch-verlag.at (zuletzt aufgerufen am 05.07.2008)

¹³ A. Resch, Wunder der Seligen 1983-1990. Mit 76 Farbtafeln, Innsbruck 1999, 810. S.

¹⁴ A. Resch, Wunder der Seligen 1991-1995. Mit 60 Farbtafeln, Innsbruck 2007, 658 S.

¹⁵ A. Resch, Miracoli dei Beati 1983-1990, Città del Vaticano 1999; A. Resch, Miracoli dei Beati 1991-1995, Città del Vaticano 2002.

¹⁶ Etwa in: Resch, Wunder der Seligen 1991-1995, 1-19.

¹⁷ Resch, Wunder Seligen 1983-1990, 755-810; Resch, Wunder der Seligen 1991-1995, 614-658.

¹⁸ Resch, Wunder Seligen 1983-1990, 1.

¹⁹ Aus der elektronischen Korrespondenz des Verfassers mit P. Resch vom 16.05.08

tes hören, „als ob es Lourdes nicht geben würde“, oder in unserem Zusammenhang: als ob die bezeugten und dokumentierten Wunder im Leben und auf die Fürsprache der Seligen und Heiligen nie stattgefunden hätten.

Wunder als Voraussetzung einer Kanonisation

In diesem Kontext sollte kurz der Zusammenhang zwischen der Selig- und Heiligsprechung eines Kandidaten und dem Wunder aufgezeigt werden.²⁰ Bereits Papst Innozenz IV. (1243-1254) verfügte für die Kanonisation, dass neben dem Glauben und dem herausragenden Leben („fides et excellentia vitae“) die Existenz von Wundern erwiesen sein müsse, die auf die Fürbitte des Kandidaten geschehen sind. Diese Wunder sollen gleichsam ein Nachweis der wahren Heiligkeit der betreffenden Person sein, da es möglich wäre, dass das Leben nicht so tugendhaft war, wie es den Anschein machte. Dieser Ansicht schließt sich auch der große Theologe Prosper Lambertini, nachmalig Papst Benedikt XIV. an, der sich in seinem bedeutenden Werk „Über die Seligsprechung der Diener Gottes und Kanonisation der Seligen“²¹ umfassend mit dem Themenkomplex auseinandersetzt. Er hält es zwar für möglich, dass man hinsichtlich des Martyriums und der Heroizität der Tugenden zu einem sicheren Urteil gelangen könne, besteht jedoch auf dem Wunder als göttliche Bestätigung dieser Tugenden.²² Auch er führt die Möglichkeit an, dass das Leben eines Nichtmartyrers insgeheim laxer verlaufen ist, als es aus den Zeugenaussagen hervorgeht. Dabei beruft sich Prosper Lambertini direkt auf Thomas von Aquin, „demzufolge Gott Wunder zum Wohle der Menschen, zur Untermauerung der verkündeten Lehre oder zum Beweis der Heiligkeit eines Diener Gottes wirkt, entweder zu dessen Lebzeiten oder nach seinem Tod“²³.

An dieser Stelle ist noch einmal darauf hinzuweisen, dass die Voraussetzung einer Selig- oder Heiligsprechung in einem Wunder liegt, das nach dem Tod des Kandidaten auf dessen Fürsprache geschah, während die Wunder zu Lebzeiten zwar auch einen Aufweis der Heiligkeit der Person darstellen können, aufgrund der bleibenden Entscheidungsfreiheit und Möglichkeit des Abfalls aber keinen endgültigen Beweis für die Heiligkeit bedeuten müssen. Diese Wunder zu Lebzeiten wurden aber mit der gleichen Gewissenhaftigkeit in den Kanonisationsakten dokumentiert, da sie ja oft den Ruf der Heiligkeit begründeten.

Es gibt viele verschiedene Arten von Wundern, von denen ich nur einige Beispiele nennen möchte: wir kennen etwa die Naturwunder, zu denen die Vermehrungswunder gehören, die in direkter Analogie zur „Schöpfung aus dem Nichts“ stehen, sowie das weitere Einwirken auf die Natur (ich denke etwa an die Verwünschung des Feigenbaums, an das Weinwunder, an die Sturmstillung oder das Wandeln auf dem See). Zu den Wundern gehören ferner die Charismen der Prophetie, der Herzensschau,

der Visionen und auch manche Bekehrungen können zu den (moralischen) Wundern gerechnet werden. Alle diese Wunder, vielleicht mit Ausnahme der Bekehrung, finden im oben genannten Sinne einen Niederschlag im Empirischen. Die Naturwunder zeigen sich offensichtlich dem unvoreingenommenen Betrachter. Die Prophetien erweisen sich in ihrer Erfüllung als wunderbar, insofern es sich nicht um allgemein voraussehbare Ereignisse handelt. Die Herzensschau kann freilich zunächst nur von jenem Menschen bestätigt werden, dessen Herz vom Heiligen „geöffnet“ wurde. Das größte Feld der beglaubigten Wunder stellen jedoch die Wunderheilungen dar. Trotz des wissenschaftlichen Fortschritts im Bereich der Medizin und der Psychologie, bzw. der Psychiatrie, gelten auch hier noch die von Prosper Lambertini formulierten Kriterien zur Beurteilung von Wunderheilungen, die sich folgendermaßen zusammenfassen lassen:

„1. Die Krankheit muß schwer und ihre Heilung laut Urteil qualifizierter Ärzte extrem schwierig bis unmöglich sein.

2. Die Krankheit darf sich nicht schon kurz vor dem Abklingen befinden oder bei der Krisis angelangt sein, welche der Heilung des Kranken vorausgeht. Nicht gegen ein Wunder spricht jedoch, wenn die Krankheit normalerweise durch ein Medikament oder andere ärztliche Hilfe geheilt werden kann, diese Mittel aber dort fehlen, wo sich das Wunder ereignet.

3. Es dürfen keine Medikamente verabreicht worden sein, die eine solche Krankheit heilen könnten. Ferner muß sicher sein, daß sich die verwendeten Medikamente als unwirksam erwiesen.

4. Die Heilung muß vollständig sein. Zurückbleiben dürfen lediglich harmlose Folgeerscheinungen, wie etwa Narben.

6. Der Heilung darf keine größere heilsame Krise vorausgegangen sein, dies unter Bezugnahme auf Galenus, demzufolge die Natur eine Heilung auf dreifache Weise bewirken könne: durch Dekubitus, durch Krisis und durch einfache Remission.

7. Die Heilung muß sich stabil und dauerhaft erweisen.“²⁴

Diese Kriterien, die sich zusammenfassen lassen als *plötzliche, vollständige und dauerhafte Heilung einer schweren Krankheit*, fanden auch Eingang im kirchlichen Gesetzbuch, so im CIC 1917 in den Can. 1999-2141. Dort wurden für die Seligsprechung noch mindestens zwei, manchmal auch drei oder vier Wunder gefordert und für die Heiligsprechung noch einmal zwei Wunder. Eine Dispens war nur bei Märtyrern möglich. Ab 1975 reduzierte man die geforderten Wunder, so dass im CIC 1983 nur noch jeweils ein Wunder für die Selig- bzw. Heiligsprechung erforderlich ist.²⁵ Mit der Konstitution „Divinus perfectionis magister“ wurde 1983 die Gesetzgebung für das Kanonisationsverfahren reformiert und das zuständige Dikasterium neu geordnet. Bis 1969 war die Heilige Ritenkongregation auch für die Selig- und Heiligsprechungsverfahren zuständig. In diesem Jahr errichtete Papst Paul VI. durch die Konstitution „Sacra Rituum Congregatio“²⁶ neben der Gottesdienstkongregation die Heilige Kongregation für die Selig- und Heiligsprechungsprozesse.

Das Selig- oder Heiligsprechungsverfahren beginnt mit dem bischöflichen Erhebungsverfahren²⁷ in der jeweiligen Diözese.

²⁰ Vgl. hierzu die identische Einführung in den genannten Bänden von A. Resch, Wunder der Seligen, 1-20. Zur Vertiefung sei besonders verwiesen auf F. Veraja, Heiligsprechung. Kommentar zur Gesetzgebung und Anleitung für die Praxis, Innsbruck 1998.

²¹ Im Original: P. Lambertini, De Servorum Dei Beatificatione et Beatorum Canonizatione“, 4 Bde., 1734-38.

²² Vgl. Resch, Wunder der Seligen, 2.

²³ Resch, Wunder der Seligen, 2. Lambertini beruft sich hierbei auf S. Th. 2. 2. quest. 178, art. 2.

²⁴ Resch, Wunder der Seligen, 3f. mit entsprechenden Verweisen auf die Quellentexte bei Prosper Lambertini.

²⁵ Vgl. die Konstitution „Divinus perfectiones magister“ vom 25. Januar 1983: AAS 75, 349-355.

²⁶ AAS 61 (1969), 149-153.

²⁷ Vgl. Resch, Wunder der Seligen, 6-8.

Dabei ist das Erhebungsverfahren über die Wunder getrennt von der Untersuchung über die Tugenden oder das Martyrium zu führen. Für die Beglaubigung des Wunders sind Sachverständige herbeizuziehen. Ist das bischöfliche Erhebungsverfahren abgeschlossen, wird das gesammelte Material zur Prüfung an die Heiligsprechungskongregation gesandt.²⁸

Das berichtete Wunder, wie bereits angedeutet handelt es sich meist um Heilungswunder, wird durch zwei Experten, im Falle einer Heilung sind es Ärzte, geprüft und entsprechende Gutachten erstellt. Falls ein Gutachten sich für die Außernatürlichkeit der Heilung ausspricht, werden zwei weitere Gutachter bestellt, die zusammen mit den beiden ersten und dem Vorsitzenden die Consulta Medica bilden, welche über Art und Weise der Heilung und deren Erklärbarkeit zu urteilen hat.

Die Consulta Medica verfährt in ihrer Urteilsfindung nach einem festen Schema, dessen Beginn die oben genannten Gutachten bilden.²⁹ Es folgt eine Diskussion, in der alle strittigen Punkte behandelt werden. Der Sekretär der Consulta protokolliert die Diskussion und verfasst einen Bericht, in dem die allgemeine Einordnung des Falles, also der Sachverhalt, erläutert wird, darauf folgen die Diagnosen bzw. Prognosen, mögliche Therapien und die Art der Heilung, wobei vor allem auf die Kriterien der Plötzlichkeit, der Vollständigkeit und der Dauerhaftigkeit eingegangen wird.

Wenn die Consulta sich mit wenigstens 3 von 5 Stimmen³⁰ für die Außernatürlichkeit der Heilung ausspricht, muss das Wunder von einer Theologenkommission und dann von der Versammlung der Kardinäle und Bischöfe erörtert werden. Deren Entscheidungen werden dem Papst übergeben, der allein darüber entscheiden kann, ob einem Diener Gottes eine amtliche Verehrung zu erweisen ist.³¹ Die Anerkennung des Wunders erfolgt päpstlicherseits durch das so genannte „Decretum super Miraculo“, das Wunderdekret.

Schluss

Wer sich mit der Wunderfrage beschäftigt, kommt nicht mehr an den Werken von Schamoni und Resch vorbei.

Ergänzend wären noch die speziellen Ereignisse in Lourdes zu nennen. Seit den Erscheinungen im Jahre 1858 wurden mehrere Tausend unerklärbare Heilungen registriert, aufgrund der strengen Richtlinien, die von der Kirche angewendet werden, allerdings nur 67 dieser Heilungen als Wunder anerkannt. Diese Wunder werden in Kürze von Andreas Resch ausführlicher dokumentiert werden.³² Auch ein Verweis auf die Dissertation des Diplom-Politologen und Amtsrichters Harald Grochtmann mit dem vielsagenden Titel „Unerklärliche Ereignisse, überprüfte Wunder und juristische Tatsachenfeststellung“ soll an dieser Stelle nicht fehlen, wenn es auch leider nicht möglich ist, auf dieses wertvolle Werk, das 2006 in siebter Auflage unter dem Titel „Wunder: Kirchlich geprüft, nie widerlegt“ erschien, näher einzugehen.

²⁸ Vgl. ebd., 8-10.

²⁹ Vgl. Resch, Die Wunder der Seligen, 10-17.

³⁰ Vgl. Regolamento della Sacra Congregazione per le Cause dei Santi, 21. März 1983, Rom 1983, art. 26.

³¹ Vgl. Divinus perfectionis magister, III, 14f.

³² Vgl. hierzu etwa P. Theillier, Lourdes – wenn man von Wundern spricht, Augsburg 2003.

Eine Exegese, die die Berichte der Evangelien auf dem Hintergrund eines rationalistischen und mechanistischen Weltbilds auslegt und die die Tatsächlichkeit und Möglichkeit des Wunders ignoriert, disqualifiziert sich im Grunde selbst und kann nicht mehr den Anspruch von Wissenschaftlichkeit erheben, geschweige denn der Theologie als Glaubenswissenschaft dienen. Wer die Möglichkeit des Wunders, und damit auch und gerade jene des Naturwunders, leugnet und in den Bereich der frühchristlichen Legendenbildung verweist, leugnet zumindest implizit auch die Möglichkeit der Inkarnation des Logos, der Jungfräulichkeit Mariens, der Auferstehung und der Himmelfahrt Christi und legt damit die Axt an die Wurzeln des Christentums. Denn das Christentum ist die Religion des fleischgewordenen Wortes und nicht der gnostischen Ideen. Man kann aber sehen, dass bereits die angedeutete Zahl von tausenden dokumentierten Wundern, wörtlich genommen, Bände sprechen und füllen.

Wenn das Psalmwort lehrt: „Nur der Tor spricht in seinem Herzen ‚Es gibt keinen Gott‘“ (Ps 14,1), so möchte ich dieses Wort leicht abändern:

„Nur der Tor spricht in seinem Herzen: ‚Es gibt keine Wunder‘“, denn „Wunder sind Tatsachen“!

*Dr. Peter H. Görg
Burgstr. 12
56244 Hartenfels*

Zur Literatur:

Während die genannten Werke Schamonis zum großen Teil antiquarisch zu erhalten sind, können die Bücher von Andreas Resch überall im Buchhandel oder direkt beim Resch Verlag in Innsbruck bestellen (www.igw-resch-verlag.at):

Andreas Resch: Wunder der Seligen 1983 - 1990. - Innsbruck: Resch, 1999 (Wunder von Seligen und Heiligen; 1). - XIV, 810 S., 76 Farbtaf., ISBN 3-85382-066-2 (ISBN 978-3-85382-066-7), Ln: EUR 70.20 [D]

Andreas Resch: Wunder der Seligen 1991 - 1995. - Innsbruck: Resch, 2007 (Wunder von Seligen und Heiligen; 2). - XIII, 658 S., 60 Farbtaf., ISBN 978-3-85382-079-7, Ln: EUR 55.00 [A], 53.40 [D]

IMPRESSUM

Verleger:

Fördergemeinschaft Theologisches e.V., Köln

Herausgeber und Redakteur:

Dr. Dr. David Berger, Manteuffelstraße 9, D-51103 Köln
E-mail: b08031968@googlemail.com

Nicht alle Deutungen und Meinungsäußerungen in unserer Zeitschrift entsprechen immer und in jedem Fall den Auffassungen des Herausgebers. Briefe an den Herausgeber können leider nur in Ausnahmefällen beantwortet werden.

Erscheinungsweise: in der Regel mindestens zweimonatlich, sonst monatlich.

Internetseite: www.theologisches.net

Produktion:

Verlag nova & vetera e.K., Bataverweg 21, 53117 Bonn,
Email: theologisches@novaetvetera.de, Telefax: 0228 - 676209

**Konten der „Fördergemeinschaft Theologisches“ e.V. (gem. V.):
Konto 258 980 10 • BLZ 370 601 93 (Pax Bank eG Köln)
Konto 297 611 509 • BLZ 370 100 50 (Postbank Köln)**

Für Auslandsüberweisungen:

Postbank: IBAN DE18 3701 0050 0297 6115 09, BIC PBNKDEFF
Pax-Bank: IBAN DE51 3706 0193 0025 8980 10, BIC GENODEDIPAX

Wir sind angewiesen auf Ihren Jahresbeitrag von mindestens 20,- € und danken im voraus herzlich dafür.

ISSN 1612-6165

Documenta Vaticana*Kirchenhistorische Dokumente von weltgeschichtlicher Bedeutung neu zugänglich gemacht*

Bislang standen dem an der Geschichte der Kirche interessierten durchaus „Quellen“ zur Verfügung. Meistens handelte es sich um Textbände mit den Originaltexten von Erlassen, Urkunden und Briefen. Doch seit einiger Zeit erscheint in Braunschweig im Archiv Verlag „Documenta Vaticana“ – eine Faksimilie-Edition wichtiger vatikanischer Quellen zur Geschichte der Kirche. Monatlich erhält der Bezieher eine neue Lieferung zu einem erschwinglichen Preis von rund 25 Euro. Eine Lieferung umfaßt eine Einführung in die Fragestellung, die auch auf die Dokumente eingeht. Dann gehören zu der Lieferung drei oder vier Dokumente, also Faksimile – Texte. Man ist bemüht, das Papier möglichst dem Original anzugleichen. Buchstäblich mit den Händen zu greifen ist nun die Geschichte der Päpste. Die Dokumente, oft in lateinischer Sprache, seltener in italienischer verfaßt, werden ins Deutsche übersetzt oder wenigstens erfolgt eine Transkription. So können etwa mittelalterliche Urkunden leicht gelesen werden.

„Documenta Vaticana“ liefert aber nicht nur Quellentexte, sondern auch Bildmaterial, also Stadtpläne der Ewigen Stadt und der Vatikanstadt, Stiche mit dem Anblick Roms und sogar Karikaturen. Und es werden nicht nur Einzelblätter verschickt, sondern ein Dokument kann auch einmal einen Schriftsatz in der Länge von 10 oder 20 Seiten umfassen. Wie auch immer – stets hält man fasziniert die neue Lieferung in der Hand. Die Apostolische Bibliothek und das Geheimarchiv des Vatikans bieten einen unerschöpflichen Fundus von Dokumenten. Die Bibliothek zählt 70.000 Handschriften, 100.000 Originaltexte; dazu kommen 7.000 Inkunabeln, ca. eine Million Nachdrucke und dazu noch 100.000 Drucke. Es fehlt auch nicht umfangreiches Kartenmaterial. Das Vatikanische Geheimarchiv hat seine Räumlichkeiten immer wieder erweitern müssen. Heute spricht man von 50.000 laufenden Metern, die dessen Aktenregale umfassen.

Zu Recht sagt Don Raffaele Farina, der Präfekt der Biblioteca Apostolica: „Viele Zeugnisse dessen, was der Mensch auf den unterschiedlichen Gebieten künstlerischer sowie literarischer, philosophischer und theologischer, wissenschaftlicher oder auch historischer Natur geleistet hat, wurden im Laufe der Jahrhunderte in der Vatikanischen Bibliothek gesammelt“ (Vorwort zu Documenta Vaticana). War es bislang nur wenigen „Auserwählten“ vergönnt, diesen riesigen Kulturschatz näher kennen zu lernen, so können nun breitere Kreise – wenigstens über das Medium des Faksimiles – Anteil an der päpstlichen Geschichte erhalten. „Breitere Kreise“ – wer ist das? Nun, alle Katholiken, die sich für die Kirchengeschichte interessieren! Ganz praktisch gesagt, eine Pfarrgemeinde könnte für die Leihbücherei diese Lieferungen bestellen. In einer Zeit, die gerne die Kirchengeschichte als ein Waffenarsenal gegen die Kirche selbst benutzt, kann „Documenta Vaticana“ das Klima versachlichen – obwohl die Lieferungen selbst nicht apologetischen Charakter an sich tragen. Es geht um das berühmte Wort Papst Leo XIII. von 1903: „Wir haben keine Furcht vor der Wahrheit. Die Hauptpflicht des Geschichtsschreibers ist, daß er nichts Falsches sage und nichts Wahres verschweigt.“

Die einzelnen Lieferungen werden nach den historischen Jahreszahlen numeriert, so z.B. „Lieferung 1633“ befaßt sich mit dem „Fall Galilei“. Diese Lieferung kann harmonisch mit

Lieferung 1582 gelesen werden; hier geht es um die Einführung des Gregorianischen Kalenders – der Vatikan war keineswegs gegen die „Wissenschaften“ eingestellt, sondern er hatte damals die Achtung evangelischer Naturwissenschaftler, so stimmten z.B. Johannes Kepler und Tycho Brahe dem neuen Kalender zu, während viele protestantische Länder lange warteten, bis sie sich an der längst überfälligen Kalenderreform beteiligten. Dabei gewinnt der Benutzer der Lieferungen überraschende Einblicke in die Geschichte der Päpste – Lieferung 1529 über den englischen König Heinrich VIII., der sein Land vom Nachfolger des hl. Petrus abspaltete, zeigt einen Liebesbrief des Monarchen an Anne Boleyn. Mitgeteilt wird nicht, wie dieses Dokument in den Besitz der Päpste gekommen ist. Aber die Kirche war stets gut informiert – und deren Entscheide sind gut begründet.

Die Lieferungen erfolgen nicht chronologisch; der Bezieher der Reihe wird gleichsam jeden Monat überrascht. Dabei öffnen sich aber immer wieder neue Einblicke in die Geschichte des Vatikans. So gewährt Lieferung 1550 einen Blick in das Rom des 16. Jahrhundert; Lieferung 1280 befaßt sich mit den Vatikanischen Gärten und zeigt die Entwicklung vom Mittelalter bis in die Zeit des Pontifikates Papst Pius XI. – das alles mit Stichen und Stadtplänen in Originalgröße.

Lieferung 2000 zeigt etwa die „Forma Urbis Romae“, einen Monumentalplan der Ewigen Stadt aus dem Jubiläumsjahr 2000. Die heutige Stadt Rom wird gezeigt – der Plan wirkt wie eine Fortschreibung der barocken Stahlstiche aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Sicher sind diese Pläne bei der Vorbereitung einer Romfahrt von großem Wert – man kann hier erkennen, daß die „Romanitas“ zur Katholizität der Kirche gehört und uns schwer lernen wir nach den Zeiten eines „antirömischen Affektes“ (Hans Urs von Balthasar) wieder, daß diese „Romanitas“ auch Bestand des katholischen Glaubens und Lebens ist.

„Documenta Vaticana“ spricht nicht nur den Verstand des Historikers an, sondern rührt auch das Herz des gläubigen Katholiken. Das ist z.B. bei Lieferung 1933 der Fall „Pius XI. und der Nationalsozialismus“. Als Dokument 2 findet sich das Faksimile des Briefes der hl. Edith Stein an den Petrusnachfolger – sie weist auf die schlimmen Ausschreitungen der Nazis bereits im Jahr 1933 hin. Oft ist das „Schweigen des Papstes“ – man meint damit Papst Pius XII. – in den Medien kritisiert worden. Aber Deutschland ist ein Land in dem die evangelischen Christen die Mehrheit der Wähler stellen – 1932 zeigen die Wahlergebnisse sehr deutlich, daß in den Landesteilen mit hohem Katholikenanteil die Nazis kaum Stimmen erhalten haben – der Sieg Adolf Hitlers bei den letzten freien Wahlen ist ohne Zweifel auf die Stimmen der Protestanten zurückzuführen. Die katholische Kirche tat, was sie tun konnte, um die neuheidnische Weltanschauung zurück zu drängen. Papst Pius XI. erließ im April 1938 eine Instruktion, die der Lieferung 1933 als Dokument 5 beiliegt: hier wird der Rassismus in einer einzigartigen Schärfe verurteilt. Wenn heute „Steine“ auf die damaligen Päpste geworfen werden, dann ist auch zu fragen, ob die, die heute das Papsttum von damals kritisieren, denn heute sich in allem an der Lehre der Nachfolger Petri ausrichten ...

„Documenta Vaticana“ versachlicht diese Debatten, wenn man sich nur „sine studio et ira“ (ohne Vorurteile) ans Lesen be-

gibt. Der Einsatz der Lieferungen kann vielfältig sein; wir hatten schon den Einsatz in der Pfarrgemeinden erwähnt.

Denkbar wäre auch der Kauf einer Vitrine – dann könnten manche Themen im Laufe eines Jahres vorgestellt werden.

In der Predigtstätigkeit ist „Documenta Vaticana“ von hohem Wert. Die Lieferung über die textliche Überlieferung des Neuen Testaments, aufgezeigt am Beispiel des 1. Petrusbriefes, wurde vom Verfasser in einer Predigtreihe eingesetzt. Die Hörer lernen ein Papyrus kennen und auch einen biblischen „Codex“ – angesichts der falschen Informationen über die Entstehung der Hl. Schrift, etwa durch Dan Browns Roman „Da Vinci Code“, eine wichtige „Nachhilfestunde“ ...

Denn das Neue Testament und damit die Kirche stehen in den letzten Jahren durch nicht wenige Bücher und Romane bei vielen Zeitgenossen unter dem Verdacht der Fälschung.

An katholischen Schulen und Hochschulen kann die Lieferung aus dem Vatikan vielseitige Verwendung finden. Oft wenden Geschichtslehrer an katholischen Schulen ein, sie hätten

sich an die staatlichen Richtlinien zu halten und „keine Zeit“ für solche Dokumente ... Aber mit „Documenta Vaticana“ lassen sich unschwer Projektwochen, deren Inhalte die Schule bestimmen kann, gestalten, so etwa zum Thema die „Geschichte der Vatikanstadt“ oder „Deutsche Päpste“ etc.

Auf jeden Fall führt das Studium der einzelnen Lieferungen zu einem neuen, vertieften Verhältnis zur Kirche Christi. Den Lesern dieser Reihe sei zu wünschen, was der große deutschsprachige Kirchenhistoriker Hubert Jedin so ausgedrückt hat: „Wenn Sie sich in die Geschichte der Kirche vertiefen, sie als Theologie und Geschichte erfassen, werden Sie durch den Wechsel der Zeiten und der Menschen ihren Goldgrund durchschimmern sehen: den Christus heri, hodie et in saecula.“ Ja, der Christus, der derselbe ist, gestern, heute und in alle Ewigkeit, er leitet durch die Päpste seine Kirche – die Dokumente sind auch Spuren seiner Herrschaft.

*Dr. theol. Joseph Overath
Hauptstr. 54, 51789 Lindlar*

WALTER HOERES

Lob der Regression

Theologie zwischen Bilderkult und Bildersturm

Pectus disertos facit et vis mentis:

Das Herz macht beredt und die Kraft des Geistes.
(QUINTILIAN 10,7,15)

Heute ist überall von „Engführungen“ die Rede. „Engführung“ ist eines der Totschlagworte, um die „Fundamentalisten“ zu brandmarken, die nach wie vor die Mahnung des Konzils beherzigen, Schrift und Tradition unversehrt und mit der gleichen Kindesgesinnung zu bewahren und sich folglich weigern, die Glaubenswahrheiten bis zur Unkenntlichkeit neu zu interpretieren. In diesem Sinne gilt es schon lange als „Engführung“, die Jungfrauengeburt „biologisch“ zu verstehen und sich zu weigern, sie auf die Binsenweisheit zu reduzieren, daß die Gottesmutter von edler, jungfräulicher Gesinnung gewesen sei. Ebenso stigmatisiert man die Lehre, daß Christus uns durch sein Blut am Kreuze losgekauft hat, als Engführung und überdies als eine Art privaten Einfall, auf den der hl. Anselm sozusagen plötzlich und unvermutet gekommen sei. Schließlich wird gar die Präexistenz Christi als ewiges Wort Gottes als solche Engführung gedeutet: könne man doch nur von der Göttlichkeit Jesu sprechen, weil die Jünger so sehr von ihm fasziniert gewesen seien, daß sie ihm derart erhabene Hoheitstitel gaben.¹

Auch hier muß man wieder alles mit allem zusammensehen, um die geistige Verwirrung, die uns heute heimsucht, in Griff zu bekommen. Der Kampf gegen die Engführungen ver-

schmilzt mit dem gegen das „hellenische Erbe“ im Christentum: die Empörung oder doch den Ärger darüber, daß die abendländische Theologie das Christus-Geheimnis, ja die ganze Offenbarung in das Korsett der griechischen Philosophie eingeschnürt habe, die angeblich heute keine Relevanz mehr besitzt. Wir erinnern hier an unsere Besprechung des Buches von Herbert Vorgrimler: „Jesus-Gottes und des Menschen Sohn“ und seine kritischen Anfragen an das Konzil von Chalcedon: „Natürlich darf man heute über Schwachstellen sprechen. Sind denn ‚Naturen‘ fertige Größen wie Bausteine einer Maschine? Was gehört eigentlich zu einer ‚Natur‘? Ist ‚Person‘ neben oder über den ‚Naturen‘ zu denken?“²

In einem Beitrag für die Zeitschrift „Religionen unterwegs“, über den „Christ und Gegenwart“ erwartungsgemäß und beifällig berichtete, gibt uns Dietmar Winkler, Professor für Kirchengeschichte und Patristik seine originelle und scheinbar positive Version der genannten, auf dem hellenischen Erbe beruhenden Engführungen der Offenbarung.³ Wenn heute, so Winkler, „wieder vielfach“ einer recht einseitigen hellenistisch-platonischen Sprache das Loblied gesungen werde, dann solle man nicht vergessen, welcher Reichtum in den damaligen theologischen Auseinandersetzungen ausgegrenzt und vernichtet wurde. Kein ernst zu nehmender Theologe könne heute einzig und

¹ Vgl. dazu Walter Hoeres: Neues aus dem Mollusken-Reich. In: Theologische Blütenlese (Respondeo 12). Siegburg 2001, S. 86 ff.

² Vgl. dazu Walter Hoeres: Reflektierte Glaubensboten. In: „Theologische Blütenlese“ a.a.O. S. 42.

³ Christ in der Gegenwart Nr.23/ 2008.

allein der griechischen Begrifflichkeit in der Christologie Allgemeingültigkeit zusprechen. Vielmehr gelte es, jene Schätze zu heben, die angeblich aufgrund allzu rascher Verurteilungen Jahrhunderte lang verschüttet waren, weil sie aus dem verengten Blickwinkel der späteren dogmengeschichtlichen Entwicklung des Christentums im griechisch-lateinischen Sprachraum betrachtet worden seien.

Im Unterschied dazu, so fährt der Salzburger Patrologe fort, stand das syrische Christentum von Anfang an der Definition des Chalcedonense über die zwei Naturen „unvermischt und ungetrennt – in der einen Person Christi argwöhnisch gegenüber, weil man diese Festschreibungen – wiederum! – als Begriffsgerüst empfunden habe, welches das Christusgeheimnis auf unzulässige Weise einenge. Und Winkler kann sich in diesem Zusammenhang nicht genug tun, den überwältigenden Bilderreichtum der frühen syrischen Klassiker zu lobpreisen, in dem nicht der „abstrakte Begriff, sondern das lebendige Bild im Mittelpunkt stand. Was hätte, so die rhetorische Frage, diese Tradition uns bringen können, wenn sie nicht durch „die historischen Umstände und die Unerbittlichkeit theologisch-sprachlicher Normierung an die Seite gedrängt“ worden wäre!

Es sei uns gestattet, aus der Sicht der *philosophia perennis* einige Anmerkungen zu dieser archäologischen Geschichtsdeutung zu machen, die ähnlich wie dies bei so vielen heutigen Liturgiewissenschaftlern geschieht, die lange und ehrwürdige Tradition und Lehrentwicklung der Kirche mit einem einzigen gigantischen Satz oder doch mit wenigen großen Sätzen überspringt, um unvermittelt bei der Urkirche zu landen und hier endgültig festzumachen: alles, so versteht es sich, unter ständiger Berufung auf die „lebendige Tradition“. Zunächst haben wir es hier wie stets bei der inzwischen von so vielen Theologen gebetsmühenhaft wiederholten Polemik gegen den Hellenismus mit einem billigen Historismus zu tun, den selbst Gadamer in „Wahrheit und Methode“ scharf bekämpft hat. Man meint, Gedanken und Begriffe entlarven und unschädlich machen zu können, wenn man auf ihre geschichtliche Herkunft verweist. Daß sie auch in sich einen Wahrheitsgehalt haben können, ja für die Wahrheitsfähigkeit des menschlichen Geistes zeugen, der seinen objektiven Entdeckungen in ihnen einen adäquaten Ausdruck gab, bleibt außer Betracht.

Das aber ist wiederum nur möglich, weil in der Kirche immer mehr der alte Grundsatz allen biologischen und geistigen Lebens, aller Kunst und auch Sprachkultur immer mehr in Vergessenheit gerät oder – wie in so vielen modernen Eucharistiefeiern – systematisch verdrängt wird, daß sich Form und Inhalt regelmäßig entsprechen müssen. Obwohl sie ständig von kritischer Reflexion reden, die sie als mündig gewordene Christen bewußt gegen die Tradition ausspielen, haben sie offenbar noch nie oder jedenfalls nicht gründlich über diese Binsenweisheit reflektiert, die selbstverständlich auch für alle Aussagen gilt! Denn dann würden sie wohl kaum mit dieser fast lässigen Eleganz die inzwischen schon zur Standardformel erstarrte Geschichtsklitterung wiederholen, daß die Bindung an die griechisch-platonische Philosophie eine Art Betriebsunfall gewesen sei, die für die Starrheit der „tridentinischen“ und „scholastischen“ Philosophie verantwortlich sei. Wobei sich der zum Teil schon manische Affekt vor allem gegen den armen Platon richtet und auch das ist kein Zufall. Ist er doch mit seiner Lehre, daß der Sinn des Daseins in der Darstellung der Ideen besteht, aus der dann im Christentum die Darstellung und Verherrlichung Gottes in wenn auch endlicher und begrenzter Gestalt geworden ist, und daß wir unsere Erfüllung in der Kontemplation fin-

den, alles andere als zeitgemäß bei den gesellschaftlich orientierten Theologen.⁴

Wichtiger aber ist, daß Winkler offenbar nicht mit dem Zusammenspiel von Sinnen und Verstand rechnet, das für die menschliche Erkenntnis typisch ist und das kein Geringerer so meisterlich beschreibt wie der hl. Thomas v. Aquin! Danach sind wir natürlich auf Bilder oder besser auf die sinnfällige Anschauung angewiesen, denn mit ihr beginnt all unsere Erkenntnis. Aber sie bleibt dabei nicht stehen! Ganz im Gegenteil sind die Sinne die Fangarme des Geistes, des Intellektes, der wissen will, was die Dinge sind und was jeweils dahinter steckt. Um zu dieser Erkenntnis zu gelangen, bedient er sich nicht nur und nicht in erster Linie der fünf äußeren Sinne, sondern des *sensus communis*, in dem sie alle zusammenlaufen oder vereinigt sind und der uns die bildhafte Gestalt der Dinge erschließt. Denn in ihr zeigt es sich dann, mit wem oder mit was wir es zu tun haben: ob das, was da auf uns zukommt, ein Pferd, ein Hund oder ein Mensch ist. Folglich stehen die Sinne und steht der *sensus communis* als „Bild- und Gestaltsinn“ immer schon im Dienste des Verstandes, der wissen und begreifen will, was er vor sich hat und was die Sache ist, die uns präsentiert wird. Sehr schön kann man das auch am Begriff der „Erscheinung“ klarmachen, der hier nicht theologisch, sondern philosophisch gemeint ist. In der sinnfälligen Erscheinung zeigt sich das Wesen der Dinge und das ist auch ihre Aufgabe. Ich muß sie nur richtig lesen oder verstehen und nicht umsonst sprechen wir daher vom „Intellekt“. Natürlich können wir uns bei diesem Zusammenspiel von bildhafter Erscheinung und in sie eindringender, sie deutender Erkenntnis auch irren und deshalb, wie Thomas sagt, Gold für Messing und Messing für Gold halten. Aber gerade diese Möglichkeit beweist wiederum das enge Zusammenspiel.

Was Thomas uns lehrt, zeigt auch schon die alltägliche Erfahrung. Wenn ich genauer hinschaue, so deshalb, weil ich wissen will, worum es sich handelt. Ich will mir „ein Bild“, aber eben auch einen Begriff von der Sache machen! Deshalb ist es falsch zu sagen, daß zuerst nur die Sinne tätig sind und mir die „Bilder“ der Dinge zeigen und sich dann ggfls. nach einer „Sendepause“ auch der Verstand einschalten kann. Vielmehr stehen Wahrnehmung und demgemäß auch sinnfällige Phantasie von Anfang an im Dienste des Geistes, des Intellektes und seiner Tendenz, die Anschauung und die Dinge, die sie uns zeigt, so weit wie nur möglich zu durchdringen, um so ihr Wesen zu erfassen. Nur in den wenigen Grenzfällen, in denen ich etwa wie beim „Dösen am Strand“, der heute offenbar beliebtesten Freizeitbeschäftigung, den Verstand bewußt ausschalte und mich in einem somnambulen Ausnahmezustand befinde, wird dieses natürliche Zusammenspiel von Sinnen und Verstand unterbrochen. *Das* ist der Grund dafür, daß der hl. Thomas ausführt, unsere Seele sei unbeschadet ihrer Funktion als Lebensprinzip zunächst und ihrem innersten Wesen nach geistig und aus dieser ihrer Geistnatur würden die Sinnesfähigkeiten entspringen.⁵

Zieht man das Fazit aus diesen Überlegungen, dann war es ganz natürlich, ja vollkommen selbstverständlich, daß die The-

⁴ Vgl. dazu meine Darstellung dieses antiplatonischen Affektes in der heutigen Theologie in: *Der Aufstand gegen die Ewigkeit*. 2. erw. Aufl. Stein am Rhein 1987.

⁵ Vgl. dazu Pius Künzle O.P. *Das Verhältnis der Seele zu ihren Potenzen. Problemgeschichtliche Untersuchungen von Augustin bis und mit Thomas von Aquin* (*Studia Friburgensia* 12) Freiburg (Schweiz) 1956.

ologie in einem langen und mühseligen Denkprozeß, den die Lenkung durch den hl. Geist nicht überflüssig macht, sondern ganz im Gegenteil inspiriert, sich bemüht hat, soweit wie möglich Licht in das Christusgeheimnis zu bringen und es jedenfalls von den Irrtümern des Monophysitismus, des Arianismus, des Nestorianismus und Monotheletismus abzugrenzen, die alle so oder so mit dem Geheimnis der Erlösung unvereinbar sind. Und es ist schon eine sonderbare Logik, aus der Not eine Tugend zu machen und der abendländischen Theologie vorzuhalten, sie sei im Gegensatz zu manchen altorientalischen Kirchen und auch zu Teilen der Orthodoxie nicht bei der Anschauung und den Bildern stehengeblieben, sondern habe versucht, aus ihnen selber wieder jene Erkenntnis über die Geheimnisse der Offenbarung und über Christus zu gewinnen, die uns erst deutlicher zeigt, wer er ist und was er uns gebracht hat. Aus zwei Gründen ist der Vorwurf zudem gerade heute ganz unverständlich!

Zunächst einmal bestreitet kein Mensch und am allerwenigsten die theologische Tradition des Abendlandes, daß all unsere Erkenntnis und folglich auch unser ganzes Glaubensleben stets an Bilder zurückgebunden bleibt. Genau das ergibt sich schon aus unserem Hinweis über das Zusammenspiel von Wahrnehmung und Verstand. So wie es zum Begriff führt, ist dieser seinerseits immer wieder auf Veranschaulichung angewiesen. Obwohl er es ganz sicher anders gemeint hat, läßt sich hier das Wort Kants zitieren, daß Anschauungen ohne Begriffe blind, Begriffe aber ohne die Möglichkeit der Veranschaulichung leer sind. In diesem Sinne kommt auch keine theologische Rede über Gott oder die hl. Engel ohne Bilder und Metaphern aus und genau darauf weisen uns auch die großen Denker der Scholastik und hier wieder vor allem der hl. Thomas von Aquin immer wieder hin. Auf magistrale Weise zeigt uns der größte Theologe des 19. Jahrhunderts Matthias Jos. Schee-

ben in seiner ebenso tiefgründigen, keinem theologischen Geheimnis und Problem ausweichenden und zugleich ungemein bilderreichen Dogmatik, wie dieses Zusammenspiel von Begriffen und herrlichen Bildern immer in der abendländischen Theologie Platz gegriffen hat, wobei die von Winkler beschworenen Kirchenväter ganz sicher eine unerschöpfliche Quelle waren und sind.

Zweitens ist es doch sehr verwunderlich, daß der gelehrte Salzburger Professor sein Loblied auf die antike Bilderflut gerade jetzt in einem kirchengeschichtlichen Augenblick vorträgt, in dem wir in der nachkonziliaren Kirche einen Bildersturm ohnegleichen erlebt haben, der nach den Worten des Frankfurter Sozialpsychologen Alfred Lorenzer, der ihn auf weltweiten Forschungsreisen untersucht hat, „alle bisherigen geschichtlichen Vernichtungswellen in den Schatten stellt. Weder die Bilderstürmer der Reformationen noch die der Revolutionen haben ähnlich systematisch Hand an den Sakralraum gelegt und sind dabei so bedenkenlos kaltblütig ans Werk gegangen“.⁶ Doch Lorenzer untersucht nur den Kahlschlag der Sakralräume und die Vernichtung ihres einstmals so herrlichen Interieurs. Wenn wir vom Bildersturm sprechen, so wäre viel mehr noch an all die anderen Formen der protestantisierenden „Ernüchterung“ zu denken, die nach dem Konzil bei uns Platz gegriffen haben: den weitgehenden Wegfall der Verehrung des hl. Altarsakramentes und der entsprechenden Andachten, die „Marginalisierung“ des Rosenkranzgebetes und vor allem der Verehrung des hl. Herzens-Jesu, die einstmals die Kraftquelle für die Gesellschaft Jesu war. Hier wäre die Kritik des Salzburger Professors am Platz gewesen. Mit solchen gewiß unzeitgemäßen Betrachtungen hätte er vielleicht sogar ein neues Kapitel Kirchengeschichte aufschlagen können. Selbst auf die Gefahr hin, des „Fundamentalismus“ geziehen zu werden und von seinen Kollegen und vor allem von nicht wenigen der „Liturgiewissenschaftler“ als „Fußkranker des Fortschritts“ bespöttelt zu werden, wäre das eine Großtat gewesen und nicht nur die nur mäßig originelle Auflage unentwegter Kritik an der eigenen Vergangenheit.

Walter Hoeres
Schönbornstr. 47, 60431 Frankfurt/M..

⁶ Alfred Lorenzer: Das Konzil der Buchhalter. Die Zerstörung der Sinnlichkeit. Frankfurt am Main 1981. Vgl. dazu Walter Hoeres: nachkonziliarer Bildersturm. Alfred Lorenzers Bilanz. In: Zwischen Diagnose und Therapie, (Respondeo 14) Siegburg 2001 S. 80 ff.

KONTROVERSE

ALBERT MOCK

Meine Begegnung mit Heroldsbach (Oktober 1963)

Abschließend zur Heroldsbach-Kontroverse in unserer Zeitschrift nimmt im Folgenden zu der causa ein Gelehrter Stellung, der wie kaum ein anderer mit den Vorgängen um die angeblichen Marienerscheinungen vertraut sein dürfte. Professor Mock, lange Jahre Professor an der Universität zu Köln, ist nicht nur ein bekannter Psychologe, sondern auch ein erfahrener Seelsorger. Einer größeren Öffentlichkeit bekannt wurde der Wissenschaftler durch seine Studien zur Glaubwürdigkeit der Evangelien angesichts der Gerichtspsychologie sowie sein vieldiskutiertes Buch „Abschied von Luther. Psychologische und theologische Reflexionen zum Lutherjahr“ (Luthe-Verlag, Köln, 1985). (DB)

Kurz vor Abschluss meines Zweitstudiums in Psychologie brachte ich eine Wohltäterin unseres Ordens (Arnsteiner Patres ssc) an den Hauptbahnhof in Köln. Bei der langen Suche nach einem Platz im Wartesaal fand ich schließlich eine Lücke neben einem bärtigen älteren Herrn, ganz in Schwarz gekleidet, aber nicht als Priester, sondern eher wie einer unserer früheren älteren Brüder auf Reisen. Neben ihm saß eine Dame um die 50. Ich fragte den alten bzw. älteren Herrn, ob die beiden Plätze neben ihm noch frei seien. Seine freundliche Antwort: „Wenn Sie sich trauen, neben einem suspendierten Priester Platz zu nehmen, gern.“ Meine Frage an ihn: Wie denn das? Daraufhin erzählte er uns, dass er Professor für Askese und Mystik am Priesterseminar in Bamberg resp. Freising gewesen sei und wegen seiner Einstellung zu den Ereignissen in Heroldsbach, die er im Auftrag Bambergs anfangs (mit) untersuchen sollte, von allen priesterlichen Ämtern und Funktionen suspendiert worden sei.

Weil ich noch nie etwas davon gehört hatte, begann er lange et late darüber zu berichten, auch dass er ein dreibändiges Werk darüber geschrieben habe. Wegen der Eile meines Besuches bat ich ihn, ob ich seine Veröffentlichung darüber einmal bekommen könne. Seine sehr erfreute Gehilfin – später als Christel Altgott aus Rheydt-Odenkirchen geoutet – notierte sich sofort meine Adresse und ich bekam das dreibändige Opus ziemlich schnell zugeschickt. Bei der Verabschiedung sagte er noch mit fast sieghafter Freude, durch das Gespräch mit mir in eine Art *manischen Größenwahn* zurückversetzt, er sei fest überzeugt, dass HEROLDSBACH noch größer und bedeutender würde als LOURDES und FATIMA zusammen.

Von meiner psychologischen Ausbildung her bei meinem akademischen Lehrer Undeutsch, der damals national wie international für den besten *Gerichtspsychologen* gehalten wurde und mit dem Stockholmer Professor Trankell die Gesetze und Regeln über die „Realitäts-Adäquatheit von Zeugenaussagen“ aufgestellt hat, fühlte ich mich nun besonders motiviert, der Sache näher auf den Grund zu gehen. Am 13. Oktober 1963 fuhr ich mit Undeutsch's Assistenten über Bamberg nach Heroldsbach und schaute mir die Lage genau an. Ein Treffen mit den Seherkindern war aus Zeitmangel nicht vorgesehen, da wir ja das dreibändige Werk des Autors J. Walz und seine Vernehmungen kannten, der jedoch keine Explorationskompetenz erkennen ließ, sondern eigene subjektive Visionsvorstellungen und Erwartungen suggestiv mit in die Verhöre einfließen ließ. Überdies hatten wir an Ort und Stelle auch nicht mehr Zeit zur Verfügung. Interessant war nur, dass wir beim Abgehen des in Frage kommenden Geländes einer „gläubigen Anhängerin“ begegneten, die ich nach einem bestimmten Erscheinungsort fragte. Ihre Antwort: „Immer gerade aus, und wenn Sie sich beeilen, treffen Sie noch Frau X mit Herrn Matthes (?) aus Augsburg mit ihrer Pilgergruppe an, die gerade eine Erscheinung haben.“ Meine Reaktion darauf: „Wie? Heute gibt es hier noch Erscheinungen?“ Ihre Antwort darauf: „Haben Sie noch keine Erscheinung gehabt?“ „Nein“, erwiderte ich! Antwort: „Ach, Sie Armer!“ Nichts wie hin, dachte ich und traf auf die angekündigte „Sehergruppe“. Ich versuchte sofort, die „Anführerin“, „Visionsdeuterin“ und „Vorbeterin“ zu photographieren, aber sie entzog sich mir sehr geschickt, indem sie immer wie ein Wiesel um den dicken Stamm der Buche herum lief, um nichts ins Bild zu kommen.

Die ganze Gruppe war ekstatisch im Glauben, ein neues „Sonnenwunder“ zu erleben. Sie schauten immer durch die sich leicht bewegende Baumkrone in die scheinende Sonne und schädigten so nur ihre bereits blinzelnden Augen; zwei Dutzend, keine Tausende. Wie jämmerlich und erbarmungswürdig, dieses irreführende Völkchen, das nicht nur *glauben*, sondern *sehen und hören, sinnlich wahrnehmen* wollte, obwohl sie doch Jesu Worte an Thomas kannten: „Weil du mich siehst, Thomas, glaubst du. **Selig sind die, die nicht sehen und doch glauben.**“ In der Kapelle zurück, trafen wir dann noch den vorbeiziehenden Bruder Norbert (einen Ex-Novizen aus dem Benediktinerorden, wie man uns sagte), vermutlich Langhojer. Im Grunde erreichte uns das fürs Erste.

Im Sommersemester 1964 habe ich dann als Dozent für Psychologie und Philosophie an unserer Philosophisch-Theologischen Ordenshochschule in Simpelveld (NL) auf der Grundlage des dreibändigen Werkes von J. Walz und unserer eigenen Erlebnisse in Heroldsbach ein Seminar abgehalten, das theologisch im Wesentlichen zum gleichen Ergebnis kam wie der jüngst in THEOLOGISCHES erschienene Artikel (37 Nr 9/10) von

Felizitas KÜBLE und gerichtspsychologisch als reine *Fiktion* zurückgewiesen werden musste. Damit war für mich schon damals die Sache Heroldsbach abgehakt. Die sogenannte „Vierfaltigkeit“, die bereits Anfang der 50er Jahre im Zusammenhang mit *Schönstatt* in kritischen Klerikerkreisen ins Gespräch gekommen war und aus Anlass der Sendung von P. Sebastianus Tromp SJ als beauftragter Untersuchungskommissar des Vatikans nahe lag, sich dort aber als noch rechtgläubig erwies, hatte mich schon 1963 insofern beschäftigt, dass ich in der näheren Region von Heroldsbach die barocken Kirchen und Altäre der Reihe nach abfuhr, in denen ich nach Darstellungen der „Krönung Mariens“ vor und von dem „Dreifaltigen Gott“ nachgegangen bin, um eventuelle Zusammenhänge aufzuspüren mit den gleichen und ungleichen Visionsvorstellungen und Phantasien der „Seherinnen“ von Heroldsbach. Desgleichen interessierten mich die Pfingstdarstellungen mit *elf* feurigen Zungen auf dem Haupt der Apostel als Symbol der Freimaurer. Nach Abschluss der Visitation in Heroldsbach fragte mich Bischof Graber aus Regensburg über unsere Eindrücke und Untersuchungsergebnis. Wir kannten uns, weil ich damals Mitglied des „Regensburger Kreises“ war, ein Beraterteam über Ostpolitik und die Lage der Kirche hinter dem Eisernen Vorhang. Als Grenzlanddiözese war Regensburg dieser Aufgabenbereich von der Bischofskonferenz übertragen worden. Meine Antwort an Bischof Graber: „Nur *Fiktion*, keine *Vision*.“ Er kritisierte nur, dass die Bamberger zu hart und zu harsch mit den Kindern und ihren Sympathisanten bei ihrer Vernehmung umgegangen seien.

Der zeitgeschichtliche Rahmen der Geschehnisse in Heroldsbach

Vorbemerkung über die wissenschaftlichen Methoden der Echtheitsprüfung von Heroldsbach.

Ausgangs- und Mittelpunkt der Auseinandersetzungen um Heroldsbach sind die Aussagen der sieben Seherkinder, die von vielen Seiten unter die Lupe der Wissenschaft und des Glaubens genommen wurden. An erster Stelle stehen die Vernehmungen der Kinder und die damit zusammenhängenden Probleme der *Glaubwürdigkeit* und der *Glaubhaftigkeit* der Seherkinder und ihrer Vernehmer. Beide, Seherkinder und Vernehmer, sind von gleicher Bedeutung, und wichtiger als die Glaubwürdigkeit ist die Glaubhaftigkeit, die „Realitätsadäquatheit der Aussage der Zeugen“. Der Richter fragt, „was ist real und nachweisbar geschehen“, wie „kompetent“ ist der Zeuge in der Sache. Bei den Kindern ist natürlich ihr psycho-somatischer Entwicklungsstand zur Zeit des Geschehens zu beachten. Es kann begründet angenommen werden, dass sie zumindest bei der Anfangsbefragung glaubwürdig waren. Was sich aber daraus nach zahlreichen und vielseitigen Verhören entwickelt hat, ist nur schwer zu diagnostizieren. Ähnlich ist es auch bei den vernehmenden Mitgliedern der bischöflichen Kommission, die rational wie emotional unterschiedliche Überzeugungen über Privatoffenbarungen in sich trugen. Davon befreit sie auch kein Schwur auf das Evangelienbuch nach „bestem Wissen und Gewissen“ der Wahrheitsfindung zu dienen und ein gerechtes Urteil zu fällen, das vom „Ewigen Richter“ einmal offengelegt werden wird. J. Walz hat die Kinder manchmal bis zu fünf Stunden befragt, was weder die Gestapo noch die Stasi vermochten ohne Ablösung. Er ersehnte geradezu die Anerkennung der Erscheinungen der Gottesmutter, was seine Vernehmungsmethode stark beeinflusste.

Zum besseren Verständnis der Geschehnisse um Heroldsbach ist eine Betrachtung des zeitgeschichtlichen Rahmens

empfehlungswert. Es ist die Zeit Papst Pius XII von seiner Bischofsweihe an als Eugenio Pacelli am 1. Erscheinungstag der Gottesmutter in Fatima am 13. Mai 1917 bis zur Verkündigung des Dogmas von der „Aufnahme der Gottesmutter Maria in den Himmel mit Leib und Seele“ am 1. November 1950, was ihn besonders motiviert hat sich der Verehrung der Gottesmutter, insbesondere der Verehrung des „Unbefleckten Herzens Mariä“ zu widmen und ihrem Auftrag an den Papst, die Welt und Rußland ihrem Herzen zu weihen. In die Kriegsjahre fällt die Weihe der ganzen Welt an das unbefleckte Herz Mariens am 31. Oktober 1942, ein Datum, das von vielen Gläubigen als Ende des Kriegsglücks Hitlers gedeutet wird durch die von da an beginnende Einkesselung der VI. Armee von Generalfeldmarschall Paulus vor Stalingrad. Zwei Jahre später erfolgte die Einführung des Festes vom Unbefleckten Herzen Mariens für die gesamte Kirche. In vielen Gottesdiensten, Andachten und Vorträgen wurden die Erscheinungen der Gottesmutter in Fatima trotz und auch wegen der eskalierenden katastrophalen Kriegszustände weit verbreitet. Das große „Sonnenwunder“ von Fatima am 13. Oktober 1917 wurde als Hoffnungszeichen von den Gläubigen gefeiert, von den Ungläubigen aber verhöhnt. Während meines Westwalleinsatzes im Wehrrüchtigungslager nahe der luxemburgischen Grenze im September/Okttober 1944 wurde nicht nur darüber gespottet, sondern den wenigen katholischen Jugendlichen aus dem Konvikt in Fulda im vier Meter tiefen Panzergraben hin und wieder hinterrücks in Bein gestellt und beim Hinfallen gelacht. Der Unteroffizier durfte das natürlich nicht sehen. Wenn ich mich als Stärkerer wehrte, wurde ich sofort von fünf Gewaltbereiten der braunen Horde mit drohenden Fäusten umringt, eine Assoziation, die mir bis heute lebendig geblieben ist.

Nach dem Krieg wurden die Kirchen wieder sehr viel voller und wegen der großen Notlage nahmen auch die Pilgerprozessionen zu. Die Vorbereitung auf die große Feier der Dogmatisierung der „Himmelfahrt Mariens“ tat ein Übriges zur Verbreitung der Verehrung der „Assumpta“. Von außergewöhnlicher Bedeutung entwickelte sich der 1943 in den USA gedrehte Film „Das Lied der Bernadette“ nach dem aus Prag geflüchteten jüdischen Dichter Franz Werfel. Er flüchtete 1940 vor der Gestapo nach Lourdes und machte das Versprechen, ein Buch über Bernadette zu schreiben, sollte er je die rettende Küste Amerikas erreichen. Der Film wurde in Deutschland ein Riesenerfolg von ungeahnter Wirkung nicht nur bei katholischen Christen. Die deutsche Premiere fand am 10. September 1948 im Münchener Leopold Theater unter der Schirmherrschaft von Kardinal Michael Faulhaber statt in Gegenwart des bayrischen Kultusministers und des US-Besatzungskommandanten statt. Beim Publikum war „Das Lied der Bernadette“ ein voller Erfolg. Der Film lief mehrere Wochen lang vor ausverkauftem Haus und war geradezu ein Straßenfeger. Ähnlich stark muss die Thematisierung der Ereignisse von Lourdes und Fatima auf die sieben zehnbis elfjährigen Mädchen von Heroldsbach am Sonntag, den 9. Oktober 1949 (Feier des Rosenkranzfestes) gewirkt haben, als sie bei schönem Herbstwetter aus der Andacht kamen, sich im Schlosspark Thurn auf eine Bank setzten und dabei den Wunsch äußerten: „Wie schön wäre es doch, wenn wir die Muttergottes auch mal sehen könnten!“ Die Sehnsucht danach muss so groß gewesen sein, dass die emotional Stärkste oder auch die Wortführerin der Gruppe plötzlich ausrief: „Ich sehe sie!“ Die Gruppendynamik der vorpubertierenden Mädchen begann ihre Wirkung; wie Dominosteine fielen nach und nach alle in den Ausruf: ich sehe sie auch ... ich auch, ... ich

auch.“ Keine wollte mehr zurückstehen. Diese Angabe über das starke Erscheinungsverlangen der Kinder ist nur von J. Walz erwähnt. Langhojer beginnt mit der Erscheinung des göttlichen Namenszeichens im Birkenwald und der Vision der „weißen Dame“; eine bewusste Auslassung?

Was ist in Heroldsbach wirklich geschehen?

Antwort der kirchlichen Dekrete und der aussagenpsychologischen Untersuchung.

Dekret vom 28.09.1950 Bamberg/02.10.1950 Rom:

Die Übernatürlichkeit der Tatsachen steht nicht fest.

Dekret vom 18.07.1951 Bamberg/15.08.1951 Rom:

Es steht fest, dass die genannten Erscheinungen nicht übernatürlich sind.

Ergebnis der Untersuchung von mir und meinem Team, 1964

Keine Visionen sondern Fiktionen (Phantasiegebilde) psychische Konstrukte auf Grund starken Wunschdenkens; oder auch diabolische Irreführung von einer äußeren Macht. Heroldsbach ist ein „Opfer der Irreführung durch den Vater der Lüge und Mörder von Anbeginn“, der sich als „Engel des Lichtes“ getarnt hat. Heroldsbach ist die wütende Reaktion Satans auf das „Dogma von der Aufnahme der Gottesmutter Maria in den Himmel mit Leib und Seele“. Ihr Zusammentreffen ist kein Zufall, sondern Fügung.

Kommissionsmitglied Prof. Faulhaber (Bamberg) lässt eine Seherin die „Muttergottes“ fragen: „Bist du die Assumpta?“ Antwort: „Nein! Ich bin die Königin der Rosen. Ich bin die Rosenkönigin. Verwechselt es nicht mit Rosenkranzkönigin.“

Die Erklärung von J. Walz, das Kind habe das lateinische Wort nicht verstanden, sondern als etwas Absurdes aufgefasst. Zum Vergleich dazu Bernadette Soubirous nach Xavier RECROIX, einem Missionspater, Volkskundler und international anerkannter Fachmann auf dem Gebiet der Privatoffenbarungen: „Wie nachdenklich stimmen die Diskretion, die tiefe Ruhe, die innere Logik, der gesunde Menschenverstand, die Ausgeglichenheit, welche im Fall von Bernadette Soubirous immer vorherrschen. Die „weiße Dame“ hatte sich unaufgefordert zu erkennen gegeben und gesagt: „Ich bin die unbefleckte Empfängnis“. Frage der Kommission: „Weißt du was das heißt?“ Antwort: „Nein.“ Die Kommission versucht sie in Widersprüche zu verwickeln wie „falsch verstanden oder sie hat etwas anderes gesagt, was so ähnlich klingt“. Die einfache aber klare Antwort Bernadettes darauf: „Nein, sie hat gesagt: Ich bin die unbefleckte Empfängnis“ „Viele Seher, so Xavier Recroix weiter, „gleiten im Namen ihrer vernommenen Stimmen, ihrer Erscheinungen, in die Ausgefallenheit, die Lächerlichkeit oder die Verachtung ab. Niemand jedoch kann sich dem Charme des Kindes von Massabielle entziehen, die bei ihrer Aussage blieb.

Ein zum Schmunzeln verführender Fall der Lächerlichkeit und klaren Fiktion ist ein Ereignis in Heroldsbach, als ein Journalist nach seinem vermissten Schreibstift sucht. Als eines der Mädchen das wahrnimmt, ruft sie plötzlich: „Ich sehe den Schreibstift, der heilige Antonius hat ihn in der Hand.“ Darauf der Journalist: „Dann sag dem heiligen Antonius, er soll ihn mir zurückgeben, ich brauche ihn dringend.“ Das aber konnte weder die Seherin noch ihr heiliger Antonius. Ein hervorragendes Beispiel gegen Heroldsbach und all seine Phantasiegebilde.

Aber nicht nur das Nein zur Assumpta, sondern auch die Zurückweisung, Königin des Rosenkranzes zu sein. „Ich bin die Königin der Rosen. Ich bin die Rosenkönigin. Verwechselt es nicht mit der Rosenkranzkönigin.“ Diese Aussage ist mehr als eine Fiktion, hier liegt eine klare theologische Sentenz vor, eine diabolische Einmischung in die Identifizierung der Vision, die Furcht vor der Frau, „die der Schlange das Haupt zertreten hat.“ Gen.

Aber schon der Anfang der Erscheinungen durch das Schriftzeichen **JSH**, bei Walz und Altgott als griechische Schreibweise für „Jesus“ gedeutet, bei Langhojer und Internet als „Zeichen des dreifaltigen Gottes“ geglaubt, lässt den Diabolus, den „Verwirrer“ erkennen und den Verhunzer des göttlichen Namens durch die Waagerechtschreibung des S über **J** bis **H**.

Ein sehr viel ernsterer Fall für Heroldsbach, der schon *kriminelle Formen* annimmt, ist die „weinende Madonna“ im vergangenen Jahr 2007. „Wer brachte die Madonna zum Weinen titelte ein Journalist seinen Bericht. Hier liegt *bewusste* und *willentliche* Irreführung vor, ein primitiver letzter Versuch, den Glauben an die Erscheinungen der Gottesmutter in Heroldsbach zu retten. Auch dem Jesuskind liefen Tränen der Trauer über die Wangen wegen des Unglaubens so vieler. Das war auch dem Leiter der Gebetsstätte nicht ganz geheuer. Er nahm es weg und versteckte es im Schrank, wo die Tränen augenblicklich versiegten. Die naturwissenschaftliche Prüfung der „Tränen“ ergab eine starke Übereinstimmung mit dem Leitungswasser aus der Küche des Pilgerheimes. Die anfänglichen Tränenzeugen gaben mit Hilfe der Polizei bis auf einen ihr Versehen bald zu. Der Leiter der Gebetsstätte hätte es nicht wagen können, auch die Tränen der Gottesmutter vor den Pilgern in Frage zu stellen. Er hätte vermutlich seine Stelle quittieren müssen.

Wären die Tränendrüsendrückerinnen oder auch –drücker wenigstens so intelligent gewesen, eine gute Schauspielerin zu engagieren, die auf Anhieb Tränen des Schmerzes oder auch der Freude über das Antlitz der Gottesmutter hätte fließen lassen, dann wären es wenigstens echte Tränen einer Frau gewesen und kein Leitungswasser, wobei die chemische Analyse auch dieser Schauspielertränen die emotionale Unechtheit hätte aufdecken können. Was tut einer nicht alles, um sein Ziel zu erreichen. Aber auch das herauszufinden gehört zu den Findungsmethoden der Gerichts- und Aussagepsychologie. Vgl. auch Corneille „*Il faut bonne mémoire après qu'on a menti*“. *Corneilles Komödie „Le menteur“ IV,5*)

Ein letztes schwerwiegendes Argument gegen die „Übernatürlichkeit“ der Heroldsbacher Erscheinungen sind für mich die entsetzlichen Schmähungen, Verwünschungen und Verfluchungen gegen Frau Felizitas Küble wegen ihres Artikels in THEOLOGISCHES 37 9/10 gegen die „blasphemischen Visionen“ in Heroldsbach, die sie als Abfall vom Glauben bezeichnete, nicht als Hohn gegen die Gottesmutter, sondern als Zorn gegen den „Vater der Lüge, gegen den enttarnten „Engel des Lichtes“ und sein „Visionen-Theater in fünf Aufzügen“. Bis in die tiefste Hölle wurde sie verflucht und mit ihr auch die Zeitschrift und Leitung von „Theologisches“, denen sie auf die Fürbitte *ihrer* Maria den Untergang an den Hals wünschten. Nach erstem Atemholen schoss es aus mir in staccato heraus: „Dummheit, Wahnsinn, Psychose, diabolisch. Das ist niemals der Geist Christi und seiner heiligen Mutter, das ist er selbst, der Pöners. Im nächsten Atemzug drängte sich dann doch wieder

nach oben das „Herr, vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie tun.“ Dieser Fluch aus der Unterwelt ist eigentlich sogar ein Segen, verwandelt sich nach den Worten Jesu in sein: „Selig seid ihr, wenn ihr um meinet-, um der Wahrheit willen beschimpft und verfolgt und auf alle mögliche Weise verleumdet werdet. Freuet euch und jubelt; euer Lohn im Himmel wird groß sein. Denn so wurden schon vor euch die Propheten verfolgt“. Mt 5,11.

Liebe Freunde und Verehrer der Gottesmutter, das wollt Ihr ja sein und seid es auch im Kern Eures irreführten Herzens, sonst könnte Euch nicht von der hilflosen Kirchenbehörde die „Gebetsstätte einer gesunden Marienverehrung“ als Ventil aus der Ratlosigkeit bei den leeren Kirchen und fehlenden Priestern geschenkt werden, ein Ort, der keine Erscheinungsstätte ist, auch wenn Ihr sie gegen alle Prüfungen und kirchlichen Entscheidungen weiterhin dafür haltet (ein Irrglaube). Warum verehrt Ihr nicht die „Magd des Herrn“, wie sie sich selbst genannt hat, in Euren Kirchen, in denen Ihr getauft wurdet, in denen Ihr beten und anbeten gelernt habt und glücklich zur ersten heiligen Kommunion mit IHM geführt, in der Firmung mit den Gaben des Heiligen Geistes ausgestattet und für Euer Leben gestärkt wurdet, die höchste Gabe Gottes in der Welt, sein heiliges Opfer mit ihm feiern und empfangen dürft; wo Euch die Schuld, und wäre sie so zahlreich wie der Sand am Meer, vergeben wird, wo die Ehe nicht nur versextes Wasser dieser Welt, sondern ewiger Wein vom himmlischen Hochzeitsmahl des Lammes und seiner Braut Euch zur „Einheit und Ganzheit in der Verschiedenheit“ als Abbild des dreifaltigen Gottes unauflöslich verbindet, und wo Euch die *letzte* Salbung, nicht nur Krankensalbung, auf die Thronbesteigung als Priester und Könige vor Gott vorbereitet? Kennt Ihr überhaupt den unvergleichlichen Reichtum Eurer Kirchen und Gotteshäuser, wo ER SELBER wohnt, unaufdringlich angestrahlt und eingeladen vom „ewigen Licht“ vor dem Tabernakel und wo Er auf Euch wartet ohne Terminabsprache? Was erhofft Ihr Euch eigentlich von den leeren Versprechungen des Visions-Tourismus und der Erscheinungsindustrie. Wenn Euch „als Glieder des geheimnisvollen Leibes Christi“ Euer Heim zu eng und klein wird und Euch hin und wieder die Sehnsucht erfasst, das weltumfassende „Volk Gottes“ zu erleben, das „Kat-holon“ der Gemeinschaft aller Gläubigen seiner Kirche lebendig zu erfahren, dann pilgert zu den Gräbern der Apostel und Heiligen, die Euch den Glauben gebracht haben und denen Eure Väter die unvergleichlich schönen Kathedralen und Kunstwerke der Menschheit erbaut und komponiert haben, besucht sie nicht nur als leere Grabeshöhlen und kalte Museen, sondern stimmt mit ein ins jubelnde „Te Deum“ des singenden Gottesvolkes; ein völlig anderes Erlebnis als ein Gang durch kalte Steine und erstarrte Mumien. Hier könnt und dürft Ihr sehen, hören, den Duft des Weihrauchs und der Blumen riechen, geht und singt mit der Orgel um die Wette. Geht auch weiter zu den altehrwürdigen, den heiligen und anerkannten Marienwallfahrtsorten, sucht ihre Verehrung im Jahreskranz der liturgischen Feste, dann wird es nicht mehr nötig sein, neue pastorale Weiden ohne Pastor zu erfinden. „Kommt und kostet, wie gut der Herr ist; selig alle, die bei IHM sich bergen.“

Prof. Dr. Albert Mock
Am Pantaleonsberg 10
50676 Köln

FRANZ NORBERT OTTERBECK

Die Revolution tagt in Lindenthal

Unbedingte Überzeugungen gefährden die „Demokratie“. Ein Bericht und Kommentar

Man konnte Aufklärung zu der Frage erwarten, ob der Relativismus heute auch nur ein „Modernismus“ sei. Aber das antiquierte Wort aus dem inner-theologischen Konflikt um 1908 fiel kein einziges Mal. Viel ernster, als es mancher Internethysterie oder auch den altmodisch progressiven Postillen möglich ist, wandte sich das Colloquium des Lindenthal-Instituts zu Köln am 14. Juni 2008 den eigentlichen Zeitfragen zu, also auch der Gottesfrage: Wahrheit, Pluralismus, Relativismus. Namhafte Redner vor einem immer hellwachen Publikum, das kluge Fragen stellte, erzeugten eine Stimmung der Sammlung, frei von jedem spirituellen Klamauk. So begab sich der bunte Kreis auf das noch viel zu wenig studierte Feld. Wie verhält sich die demokratische Gesellschaft „in Wahrheit“ zu unbedingten Bekenntnissen, im Kern: zum Katholizismus?

Selbstverständlich musste Hans Thomas eröffnen mit einigen Bemerkungen zu den inneren Widersprüchen innerhalb dessen, was uns die repressive Medienöffentlichkeit, alle Tage lang, mit viel fälschem Pathos vorträgt. Er hinterfragte den ins Absolute transformierten Toleranzbegriff (als „Europas Seele“) und entlarvte seine Instrumentalisierung, in antikritischer Funktion gegen öffentlich wirksame Vollzüge echter Religion. Lothar Häberle legte nach, indem er einen Ausschnitt seines Referats vortrug, das in Schriftform noch ausführlich auf den Toleranzforscher Rainer Forst und auf Jürgen Habermas eingehen wird. Letzterer will bekanntlich, spätestens seit 2001, seit seiner Rede in der Paulskirche von 1848, jetzt Räume für eigene Beiträge der Frommen im modernen Staat auftun, ohne diese vorab zu einem (naturalistischen) „Staatscredo“ zu zwingen.

Eine Tagung also ganz auf der Höhe der Gegenwart, ohne Rückfall in Krämpfe früherer, sehr deutscher Epochen. Im Gegenteil: Die bekennende Professorin H.B. Gerl-Falkovitz bezeugte, unglaublich belesen auch „*extra muros*“ ihres Terrains, dass sogar die postmoderne Kritik am Projekt der Moderne (Lyotard, Henry), wengleich bewusst ohne Orientierungskraft konzipiert, uns vielleicht Schlüssel liefert, um neue Räume für die alte *Civitas Dei* erschließen zu können. Wie aber verhält sich die Freiheit zur Wahrheit? Ohne Antwort auf diese Vorfrage droht dem weiteren Diskurs der Sinnverlust. Niemand hätte besser als Robert Spaemann die Frage der Fragen des 21. Jahrhunderts abhandeln können. Das Auditorium bat den Professor in dieser Sternstunde förmlich, seine Redezeit doch bitte zu überziehen und noch ausführlicher zu sprechen. Von den Ergebnissen der jüngeren Gedanken des Altmeisters wird man noch überall hören. Seine Wirkungsgeschichte kommt seit *Spe salvi* in Fahrt. „Die Wahrheit gehört niemandem.“ Dem Staat zuletzt, möchte man ergänzen. „*We always advance steps beyond ourselves*. Das heißt: Wir sind frei“, so formuliert er, wahrhaftig frei, gegen Hume. Ob aber der Atheismus seit Nietzsche möglicherweise eine weltgeschichtlich nur kurze Krise sein könnte, wegen *Dieu et la science*, dazu mochte Spaemann mit Recht keine private Prognose stellen.

Wahrheit, Freiheit, Recht. Manfred Spieker fiel es zu, nach diesem „philosophischen Meisterkurs“, wie er sagte (den luziden Beitrag von Walter Schweidler einschließend, der ‚Regens-

burg 2006‘ aktualisierte), eine harte Konkretisierung des Themas wider alle *political correctness* anzustellen. Die Familienpolitik werde zusehends zum Kriegsschauplatz für die Durchsetzung eines neuen Bildes vom Menschen. Hier fehle die Courage zu einem echten Pluralismus. Weil gute Familien die Gesellschaft stark machen gegenüber Zumutungen der Macht? Der Vater allen Lebens ist ja niemals ein Monstrum, denn er ist immer am Werk.

Ubi spiritus Domini, ibi libertas. Ein lichtvoller Event im Hotel „Regent“, möchte man schließen. Doch der, der Herr, ist nur einer, Christus selber, zusammen mit der *auctrix vitae*. Mit dem Credo von 1968 bekennen wir die Hierarchie der Kirche, ihren göttlichen Ursprung (insb. Nr. 19-21 im „dritten Syllabus“, einer von Maritain inspirierten Zusammenstellung positiver Sätze). Somit gefährden unbedingte Überzeugungen die „Demokratie“ tatsächlich, klauen ihr die „Gänsefüßchen“, konfrontieren sie mit dem *Plus ultra*, aber öffnen so erst das Tor zum Recht für alle. Im Juni 2008 fand eine kleine Revolution im Saale statt, eine Bekehrung, die auf das Herz aller Dinge zielt. „Ich gebe Euch Hirten nach meinem Herzen, mit Einsicht und Klugheit werden sie Euch weiden“ (Jer 3,13). Viele weitere Schritte werden folgen, ohne Aufstand, aber nicht erfolglos.

Kommentar

Viele weitere Schritte? Diese Tagung zur Demokratie veranlasst uns, auch im Licht jüngster Äußerungen von Walter Hoeres in diesen Spalten, zu einigen weiterführenden Überlegungen. Es gibt eine Ablehnung der offenen Gesellschaft, die man als „Integralismus“ bezeichnet. Man hat das wenig schöne Begriffspaar Integralismus-Modernismus, aus der Krise um 1908, oft zu sehr allein auf die Lehre bezogen. Das Leben der Kirche erfordert mal Anpassung, mal Intransigenz, eigentlich immer beides, aber nie Ideologie. Beide doktrinären Abirrungen, würden sie praktiziert, müssten aber das Eigenleben der Kirche zerstören, als eine „supranationale“ Herde unter Christus, dem einen Hirten. Auch der Integralismus, würde er seine Ziele ernstnehmen, wäre nur ein politischer Naturalismus, der absurde Ansprüche an die Gesellschaft stellen würde. Wenn Hoeres (THEOLOGISCHES, Sp. 153) die „Piusbruderschaft“ nebenbei vom Integralismusvorwurf entlastet, so spielt ihm da seine Vorliebe für die „alte Messe“ einen Streich. Denn die Lefebvre-Lehre ist im Kern nicht nur Meuterei gegen Papst und Konzil, sondern eine Mutation, Neuerungssucht. Bis zu einem gewissen Grad dürfen Katholiken, gerade wegen des Konzils, ja bestimmte Moden der kirchlichen Gegenwart mit Skepsis betrachten, auch in der Liturgie. Robert Spaemann beispielsweise hat ein enormes Laienapostolat entfaltet, ganz im Sinne der Konzilsdokumente, aber eben mit relativ autonom gesetzten Themenschwerpunkten wider den „Spätjosephinismus“.

Man kann das Konzil als Ereignis auch nicht ganz davon freisprechen, dass es die Folgewirren mitverursacht hat. Aber es kürzt eine Krise ab, die dann, würde uns die Lehre des Konzils fehlen, sofern hypothetisch argumentiert werden darf, kaum je hätte durchgestanden werden können. Denn die überlieferten Autoritäten stehen zur „Fremdstützung“ der kirchlichen Sendung nicht mehr zur Verfügung. Gott sei Dank! Diese wiederherstellen zu wollen gehört aber, laut Konzil, nicht zur Sendung der Kirche. Die Existenzform des Integralismus selbst bestätigt das. Er ist deshalb nur lebensfähig als eine eigenartige „Sammlung“ freikirchlichen Typs, also Nutznießer derselben Religionsfreiheit, die er deklamatorisch ablehnt.

Wir müssen also noch gründlicher über Sinn und Grenzen der Demokratie im Staat nachdenken. Ihre Idee enthält das Mehrheitsprinzip zur Entscheidung von Sachfragen aber auch den Minderheitenschutz im Interesse höherer Werte, die sie selbst nicht definiert. Die Kirche muss Hierarchie bleiben, es sogar noch strenger werden, gerade dann, wenn sie ihre wertebezogene Sendung in der demokratischen Gesellschaftsordnung soll erfüllen können. Hier ist die Konfusion groß, nicht erst seit der „Würzburger Synode“. Aber die Treue zur jeweiligen Eigengesetzlichkeit der „Reiche“ entspricht immer noch demselben, uralten Ordnungsdenken des Christentums. Integralismus aber, ein verlorenes und abseitiges Projekt, wäre Unordnung. Wann agiert z.B. der Chef der Piusbrüder als Sultan, wann als Kalif? Es sind nur virtuelle Ansprüche, die dort erhoben werden, aber eben doch totale. Das war nie katholisch. Das hat das Konzil klargestellt.

Wir müssen nicht mürrisch aushalten, das viele anders leben, wir wollen es dulden. Damit beginnt das Zeugnis. Papst Paul VI. hat die „neue Autorität“ von Papst und Konzil bereits am 25. Juli 1968 etabliert, mit *Humanae vitae*. Der brutale Protest dagegen liest sich heute eher wie ein ohnmächtiges „Wir haben verstanden“ (wollen aber so nicht leben). Seither ist aber offen-

kundig, dass sich das Volk Gottes, das in Europa viel kleiner ist als es 1918 oder 1945 den Anschein hatte, auf einem sehr langen Marsch befindet. Wenn aber die Neu-Verkündigung des Evangeliums gelingen soll, dann sicherlich nur in der Weise, dass kein Argwohn mehr entsteht, eine christliche Mehrheit würde der Minderheit ihren Lebensstil je per Gesetz aufzwingen.

Der Verdacht gegen den Neoklerikalismus in kleinen Zirkeln ist ja nicht immer ganz unberechtigt. Es gibt noch zu viele virtuelle Potentaten, die gern per Leserbrief aus dem Pfarrhaus die Kommunalpolitik oder per Hirtenwort die Nationalpolitik regulieren würden. Solange aber nicht unzweifelhaft feststeht, dass die Katholiken im Zusammenleben mit den Andersdenkenden auch Demokraten bleiben, im Sinne des Minderheitenschutzes, solange kann den Vielen der Eintritt in die Kirche kaum empfohlen werden. Der moderne Integralismus, ob rosa oder dunkelgrau, bietet nämlich gar keinen Heilsweg an, insofern ist auch er nur ein Modernismus *sui generis*, aber keine Religion.

Dr. Franz Norbert Otterbeck
Thusneldastraße 38
50679 Köln-Deutz

BUCHBESPRECHUNGEN



EDUARD HABSBURG-LOTHRINGEN
**Das Ende des Neothomismus
Die 68er, das Konzil und die Dominikaner**

Reihe: Quaestiones Thomisticae,
Band 1

Bonn, nova & vetera 2007
292 Seiten, kartoniert
Preis: 38,- EUR
ISBN-13: 978-3-936741-8

„Diese Arbeit“ – die überarbeitete Fassung einer 1999 in Eichstätt approbierten und von Reto Luzius Fetz betreuten philosophischen Dissertation – „befaßt sich mit dem Verschwinden einer philosophischen Schule, nämlich der des Neothomismus“ (S. 8). Mit diesem ebenso schlichten wie präzisen Satz leitete der Verfasser das hier abgedruckte Vorwort der Dissertation ein. Dahinter steht eine ausgezeichnete Darstellung auf höchstem Niveau, um die künftig niemand herumkommen wird, der kompetent etwas zur Geschichte der katholischen Theologie und Philosophie zwischen dem Ende des Zweiten Weltkriegs und dem Ende des 20. Jahrhunderts, über das Zweite Vatikanische Konzil und seine – positiven wie negativen – Auswirkungen in der katholischen Kirche in den seit dem Ende des Konzils vergangenen mehr als 40 Jahren, über Thomas von

Aquin, Thomismus und Neothomismus zwischen Leo XIII. und Benedikt XVI., über den Dominikanerorden in diesen Jahrzehnten, über das katholische theologische und philosophische Studienwesen allgemein und über die Universität Fribourg und besonders über das Studium von Theologie und Philosophie in diesem akademischen Zentrum der katholischen Schweiz deutscher wie französischer Sprache zu sagen unternimmt.

Habsburg-Lothringen – in fünfter Generation Nachfahre des vierten, in das Erwachsenenalter gelangten Sohnes Kaiser Leopolds II. (1747-1792), Joseph (1776-1847); Kaiser Franz Joseph I. (1830-1916) und Kaiser Karl I. (1887-1922) waren Nachfahren des ersten Sohnes Leopolds II., Kaiser Franz II./I. (1768-1835) – geht aus von dem Werk des Amerikaners Thomas S. Kuhn, „The Structure of Scientific Revolutions“, das seit dem Erscheinen der englischen Originalausgabe im Jahre 1962 – die erste deutsche Ausgabe folgte 1967, die zweite 1969 – unter Wissenschaftstheoretikern und Wissenschaftshistorikern, Philosophen und Historikern vieler Länder größte Aufmerksamkeit fand. Der Schlüsselbegriff aus diesem Werk – „Paradigma“ – hat seitdem derart Karriere gemacht, dass er inzwischen in der Sprache der Werbung und im Gerede von Politikern gebraucht wird, auch wenn der ursprüngliche Sinn – von griech. PARÁDEIGMA, Beispiel – dabei gar nicht mehr bekannt ist. Der 1996 gestorbene Thomas S. Kuhn hat darin für die Naturwissenschaften gezeigt, dass sich die Geschichte der Naturwissenschaften nicht linear-kumulativ vollzieht und dass sich wissenschaftlicher „Fortschritt“ nicht im Laufe der Zeit

durch Kumulation wissenschaftlicher Erkenntnisse einstellt, sondern dass die an dem jeweiligen alten Paradigma ausgerichtete „normale Wissenschaft“ in einer „wissenschaftlichen Revolution“ – dem „Paradigmenwechsel“ – durch ein neues Paradigma abgelöst wird, bevor das neue Paradigma wieder zur „normalen Wissenschaft“ wird, dass also Wissenschaft aus sich in Krisen – auch sozialen Krisen für die beteiligten oder betroffenen Wissenschaftler, etwa Verunglimpfungen oder Entlassungen – gleichsam dialektisch ablösenden Paradigmata besteht. Habsburg-Lothringen vermag dieses Modell für das Verständnis des philosophie-, theologie- und kirchengeschichtlichen Vorgangs des „Verschwindens“ des Neuthomismus und somit für den Bereich der Geisteswissenschaften produktiv zu machen – mit einer bedeutsamen Modifikation: Das „Verschwinden“ des Neuthomismus als „normale Wissenschaft“ vollzieht sich zwar in einer „wissenschaftlichen Revolution“, bringt aber kein neues Paradigma hervor. „Innerhalb der Naturwissenschaft ist der Satz wahr, dass auf ein Paradigma zwingend ein anderes folgen muss. In der Geisteswissenschaft kann ein Paradigma offenbar verschwinden, ohne ein anderes nach sich zu ziehen. Es kann ‚obsolet‘ werden“ (S. 271). Es „verschwindet“ somit nicht nur das alte Paradigma; es verschwindet demnach jedes Paradigma. Warum ist das so? Habsburg-Lothringen antwortet: „Die Art des Philosophiestudiums, wie es die Dominikaner [in Fribourg] bieten, ‚passt‘ nicht mehr zum nachkonziliaren Theologiestudium. [...] Bald hat die Philosophie nur noch in Form eines studienbegleitenden Faches ihren Ort im Theologiestudium. Das erklärt wieder, dass in Fribourg (wie auch in der Weltkirche) dem Paradigma ‚Neuthomismus‘ in der Philosophie kein anderes Paradigma nachfolgte. Die Fribourger Schule konnte auch ohne ‚Nachfolgeschule‘ verschwinden“ (S. 270).

Habsburg-Lothringen sieht für die Zeit vor seinem „Verschwinden“ zwei Paradigmata des Neuthomismus, einen theologischen und einen philosophischen, wobei er innerhalb des philosophischen Paradigmas zwei Funktionen des Neuthomismus unterscheidet: die innerkirchliche Funktion und die universitäre Funktion. Unter der innerkirchlichen versteht er die „hinführende und vorbereitende Funktion auf dem Weg zur Theologie“ (S. 261), also insonderheit die Funktion der Philosophie des hl. Thomas als Propädeutik des Theologiestudiums. In seiner universitären Funktion war der Neuthomismus für ihn in der Universität mit den anderen Wissenschaften konfrontiert und entwickelte sich „aus seinem nur rein kirchlich zweckgebundenen Gebrauch zu einer selbständigen, subsistenten Philosophie, die den Kriterien der Wissenschaftlichkeit wie auch der modernen Welt viel unmittelbarer ausgesetzt wurde als ihre ‚Schwesterfunktion‘“ (S. 262).

Habsburg-Lothringen behandelt nach dem einleitenden Teil I („Kuhns Theorien und der Neuthomismus“) in dem großen Teil II seines Werkes das Thema „Thomas, Weltkirche und Do-

minikanerorden“ und stellt dabei zunächst den Neuthomismus als „normale Wissenschaft“ im Sinne des Kuhnschen Modells dar. Als solche erweist sich der philosophische Neuthomismus in den Jahrzehnten zwischen der Enzyklika „Aeterni Patris“ Leos XIII. von 1879 (DH 3135-3140), die die Lehre des hl. Thomas als Grundlage des Philosophiestudiums in der katholischen Kirche festsetzte, und den Entwicklungen, die nach 1945 zum Tragen kamen. In diese Epoche fallen der auf das Wiener Generalkapitel des Dominikanerordens von 1898 zurückgehende sog. „Thomisteneid“, die „24 Thesen“ („Theses quaedam, in doctrina S. Thomae Aquinatis contentae, et a philosophiae magistris propositae, adprobantur“) von 1914, mit der die römische Studienkongregation unter Pius X. dekretierte, was als thomistische Philosophie zu gelten habe (DH 3601-3624), der Codex Iuris Canonici von 1917, der unter Benedikt XV. den Thomismus als philosophische Grundlage des Theologiestudiums festlegte (CIC 1917, Can. 1366, § 2: „Philosophiae rationalis ac theologiae studia et alumnorum in his disciplinis institutionem professores omnino pertractent ad Angelici Doctoris rationem, doctrinam et principia, eaque sancte teneant“), das Rundschreiben „Studiorum Ducem“ und die Apostolische Konstitution „Deus Scientiarum Dominus“ Pius XI. von 1923 bzw. 1931, mit denen der Ablauf und die Fächerfolge des Philosophiestudiums vorgeschrieben wurden, sowie die Enzyklika „Humani generis“ von 1950 (DH 3875-3899), in der Pius XII. sich noch einmal nachdrücklich für das am hl. Thomas orientierte Philosophiestudium einsetzte – es ist in der Enzyklika von gefährlichen Tendenzen der Gegenwartsphilosophie, vor allem vom Existentialismus, die Rede. Akademische Zentren des Neuthomismus waren u.a. Louvain in Belgien, die Gregoriana und das Anselmianum in Rom, die Università Cattolica in Mailand, die Jesuitenhochschule im niederländischen Valkenburg, die Dominikanerhochschule im deutschen Walberberg und nicht zuletzt das Institut Catholique de Paris in Frankreich und die Université de Fribourg in der Schweiz, während z.B. Innsbruck mehr dem Suarezismus als dem Thomismus verpflichtet gewesen zu sein scheint.

Im Anschluss daran geht Habsburg-Lothringen auf Vorgeschichte und Verlauf des „Verschwindens“ des Paradigmas Neuthomismus ein. Einmal mehr wird deutlich, dass nicht das Konzil der 1960er Jahre am Anfang der tiefgreifenden Veränderungen in Kirche und Theologie stand, sondern dass diese Prozesse weit vor das Konzil und mindestens bis zu den traumatischen Erfahrungen des Zweiten Weltkriegs zurückreichen. Auch das ist in „Humani generis“ nur fünf Jahre nach dem Ende des Krieges greifbar. Für das Ende des Neuthomismus macht Habsburg-Lothringen generell Frankreich und speziell die französische „Nouvelle Théologie“ – mit ihrer Vorgeschichte in den 1930er Jahren und somit noch vor dem Zweiten Weltkrieg – namhaft, aber auch Denker wie Teilhard de Chardin und Erscheinungen wie die Arbeiterpriester in Frankreich bis zu ihrem Verbot 1959 und in Verbindung damit den Einfluss marxistischen Denkens. Es ist die Rede von dem „den Arbeiterpriestern wohlgesonnenen Nuntius Angelo Giuseppe Roncalli“ (S. 92) – Nuntius in Paris von Anfang 1945 bis zu seiner Erhebung zum Patriarchen von Venedig 1953; in diese Jahre fällt der Höhepunkt der schweren Krise zwischen Rom und der französischen Kirche – , der 1959 als Papst Johannes XXIII. das Konzil einberief; es finden sich Sätze wie diese: „Sowohl [Marie-Dominique] Chenu als auch [Ives] Congar, [Henri] De Lubac und andere verurteilte Theologen wurden später als Konzilsväter rehabilitiert und prägten mit ihren Ideen den Verlauf des

ⁱ Habsburg-Lothringen unterlässt den Hinweis, dass Kuhn den Begriff „Scientific Revolution“ mit anderem Inhalt verwendet als dem, mit dem er seit Alexandre Koyré (Galileo and Plato, in: Journal of the History of Ideas 4, 1943, S. 400-428) und Herbert Butterfield (The Origins of Modern Science, 1300-1800, London 1949) gebraucht wird, nämlich für die neue Naturwissenschaft des 17. Jahrhunderts seit Galilei – und wie er in allerjüngster Zeit seine Destruktion erfährt (The Cambridge History of Science, Bd. 3: Early Modern Science, Ed. by Katharine Park / Lorraine Daston, Cambridge 2006).

Zweiten Vatikanischen Konzils. [Jean] Daniélou und in jüngster Zeit sogar Congar wurden Kardinäle. Das Arbeiterpriestertum hingegen lebte weiter in den Ideen vor allem der jungen Dominikaner“ (S. 93). Auch die Krise des Lateinischen als Vorlesungssprache – Habsburg-Lothringen zitiert aus dem Jahre 1958 einen „höchst pessimistischen Bericht der Studienkongregation zur Abnahme des Lateins“ (S. 79) – setzte schon vor dem Konzil ein. Hochinteressant ist Habsburg-Lothringens Nachzeichnung des Zustandekommens des am 17. November 1964 verabschiedeten Konzilsdekrets „Optatam totius“ über die Ausbildung der Priester und dessen Vorgeschichte von dem ersten Textentwurf von 1962 bis zu der am 28. November 1965 approbierten Endfassung von „Optatam totius“ (S. 95-102). Vom ersten Entwurf bis zur Endfassung lässt sich die fortschreitende Absage an den Thomismus verfolgen, wobei auch die beteiligten Personen – pro Thomas und contra Thomas – namhaft werden. Hochinteressant sind auch die 1993 geführten Interviews Habsburg-Lothringens mit Zeit- und Geschehenszeugen, vor allem mit dem damaligen Kardinal Joseph Ratzinger und dem heutigen Wiener Erzbischof Christoph Kardinal Schönborn, der – Geburtsjahrgang 1945 – die Vorgänge als junger Dominikaner und Theologiestudent in Frankreich erlebte.

Aus der Zeit nach dem Konzil greift Habsburg-Lothringen die Studienordnung zur Priesterausbildung, „Ratio Fundamental Institutionis Sacerdotalis“, von 1970 auf, in der er „ein Symptom der neuen Geringschätzung des Thomismus“ (S. 105) sieht, und fasst zusammen: „Unmittelbar nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil brach eine Phase an, in der der Name Thomas von Aquin unpopulär war und der Thomismus verschwand“ (S. 106). In dieser Zeit setzt auch die Berufungskrise der Orden auf breiter Front ein. Habsburg-Lothringen nennt die Zahlen für den Dominikanerorden weltweit (S. 110) und für die Provinz Francia (S. 111) und spricht von „einem fundamentalen Mitglieberschwund“ (S. 110). „Dann brachen die Ereignisse von 1968 mit voller Wucht über die französische Kirche hinein, und damit auch über die Dominikaner. Zentrum der revolutionären Umwälzungen war Paris“ (S. 115). Zwar sieht er für die Pontifikate Pauls VI. – vor allem in den Ansprachen Giovanni Battista Montinis von 1974 zum 700. Todestag des hl. Thomas und beim Thomistenkongress in Fossanova sowie in seinem Brief „Lumen Ecclesiae“ an den Ordensmeister des Dominikanerordens aus demselben Jahr – und Johannes Pauls II., dessen „klares Bekenntnis zu Thomas [...] den Geist der zeitlichen Distanz zu dem Kämpfen und Querelen der Konzilszeit“ (S. 132) atme, ein neues Zurückkommen auf den hl. Thomas und seine Philosophie. Dennoch konstatiert er das völlige „Verschwinden“ des Thomismus im CIC 1983 (Can. 251), auch wenn er die Enzyklika „Fides et Ratio“ Karol Wojtylas von 1998 als „eindringliche Ermahnung zur Treue zu Thomas von Aquin und seiner Lehre“ (S. 134) würdigt. Das Schlusswort dieses Teils des Buches lautet: „Insgesamt scheint das Verhältnis zu Thomas von Aquin heute etwas entspannter zu sein. Eine neue, von den traumatischen Ereignissen der sechziger/siebziger Jahre unberührte Generation von Studenten entdeckt Thomas von Aquin neu für sich“ (S. 151).

In Teil III seines Werkes geht Habsburg-Lothringen auf einen konkreten Studienort ein: die 1889 für die katholische Schweiz gegründete, auf der Sprachgrenze zwischen Deutsch und Französisch gelegene Universität Freiburg im Uechtland / Université de Fribourg en Suisse – sein Eichstätter Doktorvater, der Schweizer Reto Luzius Fetz, war Assistent in Fribourg, wurde dort 1970 promoviert und hat sich dort 1978 für Philoso-

phie habilitiert, war also Zeuge der Vorgänge und wurde von seinem Doktoranden ebenfalls interviewt. Auch dieser Teil des Buches ist von hohem Interesse, so wenn man liest, dass bis 1972 in der Philosophischen Fakultät noch sämtliche Lehrstühle für Philosophie mit Dominikanern besetzt waren, während seit 1982 sämtliche Lehrstühle der Philosophie Laien als Inhaber aufweisen. Hervorzuheben sind die biographischen und werkbiographischen Skizzen der Professoren Gallus M. Manser OP, Anton Rohrer OP, Marc de Munynck OP, Norbert A. Luyten OP, Vincent-Michel Kuiper OP und Marie-Dominique Philippe OP, bis zu seinem Ausscheiden 1982 – er starb 2006 – der letzte Dominikaner auf einem Lehrstuhl für Philosophie in Fribourg, aber auch zu Paul Wyser OP, Louis-Bertrand Geiger OP, Arthur Fridolin Utz OP und Joseph M. Bochenski OP. In Fribourg wurde in Philosophie und Theologie das Lateinische als Vorlesungssprache bis 1966 gepflegt und dann durch die bis heute übliche Zweisprachigkeit französisch/deutsch ersetzt – was für die älteren, an die lateinische Vorlesungssprache gewöhnten Professoren erhebliche Schwierigkeiten und für die Rekrutierung der Professoren generell bedeutsame Einschränkungen brachte, weil Lehrstuhlkandidaten von nun an des Deutschen oder des Französischen mächtig und durch Publikationen in diesen Sprachen ausgewiesen sein mussten. Neben dem Rückgang des Ordensnachwuchses und der 1969 von der Theologischen Fakultät beschlossenen neuen Berufsordnung reduzierte sich dadurch der dominikanische Einfluss bedeutend. Bedrückend erscheinen in dem „1968“ – gemessen an Zürich, Paris, Berlin oder Frankfurt am Main – ruhigen Fribourg die „Aktionen von Studenten gegen Vorlesungen von Professoren, wobei die jungen Dominikanerpatres aus St. Hyazinth (Fribourg) zumeist die führende Rolle übernahmen“ (S. 223), und die Fälle der Professorenentlassungen in der Theologischen Fakultät lange vor Erreichen des Emeritierungsalters zwischen 1961 und 1971 – Pius Künzle OP, Teófilo Urdánaz OP und Cornelius Williams OP. „Alle drei Professoren wurden aus der Fakultät ‚herausgedrängt‘, indem die Studenten bei der Fakultät Druck machten und an den General der Dominikaner Briefe schrieben. Dabei richteten sich die Klagen gegen Inhalt und Form der Vorlesungen“ (224). 1971 wurde der Thomist und Systematische Theologe Thomas Mehrle OP, immerhin zwischen 1966 und 1968 Dekan der Theologischen Fakultät, – „mit Hinweis auf die ‚orthodoxe Linie und die Rechtstendenz‘ des Dominikaners“ (S. 224) suspendiert. Habsburg-Lothringen fasst für Fribourg zusammen: „Auch hier herrschte die begeisterte Aufbruchstimmung [der Konzilszeit], vor allem in der Theologie. Diese führte zur Lehrplanreform mit ihren Konsequenzen: der Verdoppelung der Lehrstühle, der Abschaffung des Lateins mit der Einführung der Zweisprachigkeit und vor allem der Abschaffung des zweijährigen Philosophicums zugunsten eines studienbegleitenden Philosophieunterrichts. Die ersten beiden Konsequenzen bereiteten den Dominikanern, die noch dazu in der bereits erwähnten Nachwuchskrise waren, erhebliche Schwierigkeit, die vermehrten Theologielehrstühle mit deutsch- oder französischsprechenden Professoren aus dem Orden zu besetzen“ (S. 253).

Und wo blieb der Neuthomismus? „Die Geschichte der philosophischen Fakultät der Universität Fribourg ist [...] ein schönes Beispiel dafür, dass der Paradigmawechsel in der Theologie tiefgreifende Auswirkungen auf das philosophische Paradigma Neuthomismus hatte. [...] In der Nachfolge der Konzilstexte wird die Philosophie durch das neu eingeführte Propädeutikum, welches besser zur Theologie passte, gleichsam

‚weggemogelt‘. Die eigentliche Funktion der Dominikanerprofessoren, nämlich angehenden Theologiestudenten eine philosophische Grundlage zu geben, ‚erübrigte‘ sich, sie zogen sich aus der Theologie zurück und konzentrierten sich von nun an auf die Philosophie. Damit entfiel aber auch die zwingende Notwendigkeit, ‚neothomistische‘ Nachfolger zu finden“ (S. 255f.).

Habsburg-Lothringen, der sprachkundig lateinisch, französisch, englisch, italienisch und spanisch zitiert, schreibt, was bei dem Gegenstand seines Buches keineswegs unbedingt zu erwarten ist, ein sehr gut lesbares Deutsch. Die in relativ großer Zahl unkorrigiert gebliebenen Druckfehler – z. B. „intendinirten“ für „intendierten“ (S. 18), „Fraugestellungen“ für „Fragestellungen“ (S. 223), lateinisch „pertractant“ für „pertractent“ in dem CIC 1917-Zitat (S. 67), italienisch „universität“ für „università“ (S. 36), Wortverdoppelungen wie „stieg stieg“ (S. 113) oder das fehlende Wort bei „auf diesem Lehrstuhl für lehrten“ (S. 163) – mindern die Qualität seines Werkes in keiner Weise. Man vermisst ein Personenregister.

*Prof. Dr. theol. Dr. phil. Harm Kluefing
Universität Köln
Albertus-Magnus-Platz
50923 Köln*

REINHARD DÖRNER (HG.)

Der Wahrheit die Ehre! Der Skandal von St. Pölten

Verlag Kardinal-von-Galen-Kreis e.V., Norderstedt 2008

Preis: 15,50 EUR ISBN-13: 978-3-9809748-9-9

Der Wahrheit die Ehre? Eine kritische Besprechung

Das von Reinhard Dörner im Namen des Kardinal-von-Galen-Kreises herausgegebene Buch „Der Wahrheit die Ehre“ enthält nach einem Vorwort des Herausgebers (7-10) den Hauptbeitrag von Gabriele Waste: „Die Kirche als Gefangene der Medien und ihrer eigenen Hierarchie“ (11-116). Außerdem sind enthalten der Beitrag von Wolfgang Waldstein: „Urteile nach den ‚moralisch-politischen Anschauungen‘ der Gerichte“ (117-128) sowie eine „Fachliche Stellungnahme zur Homosexualität“ von Michael Dieterich (129 f) und ein „Photogrammetrisches Gutachten“ von Peter Waldhäusl (131-135). Eine ausführliche Zeittafel (137-170) und ein Dokumentenanhang (173-191) ergänzen das dargebotene Material und die von Herausgeber und Autoren in ihren Beiträgen dargebotene Interpretation, wonach es sich bei den Vorgängen, die zum Rücktritt des St. Pöltner Bischofs Kurt Krenn führten (sog. „Sex-Skandal im Priesterseminar“), im wesentlichen um eine medial aufgebrauchte, von Gegnern des St. Pöltner Bischofs inszenierte Kampagne gehandelt hat.

Das Hauptziel des Buches ist es, einerseits den Altbischof von St. Pölten, Kurt Krenn, zu rehabilitieren, andererseits und gemäß dem Verständnis von Herausgeber und Autoren aufs engste damit zusammenhängend, die ehemaligen Vorsteher des

Priesterseminars Ulrich Küchl und Wolfgang Rothe zu rechtfertigen. Die gegen sie erhobenen Vorwürfe der Duldung von Homosexualität im Priesterseminar St. Pölten oder gar ihre eigene aktive Verwicklung darin entbehrten jeder Grundlage. Der ehemalige Apostolische Visitator und jetzige Diözesanbischof Klaus Küng wird beschuldigt, schon von Anfang an auf die Absetzung Kurt Krenns abgezielt zu haben und die Wahrheit nicht gründlich genug gesucht zu haben: „Wenn das Ziel der Visitation die Absetzung von Bischof Krenn war, mussten alle realen Sachverhalte im Sinne dieses Zieles verkehrt werden.“ (106) Auch österreichische Bischöfe und Teile der römischen Kurie hätten in einem üblen Spiel mitgewirkt; schließlich wird sogar der jetzige Papst Benedikt XVI. noch dafür verantwortlich gemacht, dass er die Entscheidungen von Bischof Küng in der Causa Rothe/Küchl durch ein am 5. Mai 2008 ausgefertigtes, in „forma specifica“ approbiertes Dekret der Kongregation für den Klerus gutgeheißen habe und damit – so wörtlich der von Gabriele Waste formulierte Vorwurf – „Un‘-Recht im Zeichen nominalistischer Willkür“ gesetzt habe (101 ff).

Herausgeber Reinhard Dörner, immerhin Vorsitzender eines „Zusammenschlusses papsttreuer Vereinigungen e.V.“, versteht dieses Dekret als „den Gipfel an Skandal“ (10) und unterstellt in seinen Schlussbemerkungen, dass der Papst das von ihm ausdrücklich approbierte Dekret gar nicht wirklich persönlich zur Kenntnis genommen habe (191). Dies wäre insofern verwunderlich, als der unmittelbare Sekretär des Papstes, Georg Gänswein, als Kirchenrechtsprofessor die Dissertation von Wolfgang Rothe „Ad plenam Communionem. Zur ekklesiologischen und verfassungsrechtlichen Positionsbestimmung des Ökumenismus“ betreut und im Jahr 2002 approbiert hat und sicher dem Heiligen Vater auch in kirchenrechtlichen Fragen beratend zur Seite steht. Man kann davon ausgehen, dass gerade die schließlich durch das päpstliche Dekret entschiedene Streit-sache besonders sorgfältig geprüft wurde und selbst Gänswein der Auffassung war, Bischof Küng habe hier richtig entschieden.

Methodisch versteht Gabriele Waste ihren Hauptbeitrag als angewandte Medienanalyse und bemüht dafür das Instrumentarium der Sprachkritik und der Literaturanalyse (51-101). So spricht sie von Konstruktions- und Dekonstruktionsmechanismen und greift auf eine Wortfeld- und Diskursanalyse zurück. Sie macht einen „Rahmendiskurs“ aus, als dessen Inhalt sie den Wunsch nach der Absetzung von Bischof Krenn anführt; dabei gebe es drei Diskursschichten: als oberste den Kardinal von Wien, Erzbischof Schönborn, als unterste die niederösterreichischen Äbte und als integrierende Diskursschicht den päpstlich bestellten Visitator Bischof Küng. Als „Bindediskurs“ diene die Berufung auf eine angeblich „homosexuelle Atmosphäre“, und als „Unterdiskurs“ ein vorgeblicher „Sex-Skandal“ mit verschiedenen Konstruktionsmechanismen. Im Sinn einer Medienwirksamkeitsforschung wird auf die Rezeption dieser medial vermittelten Inhalte eingegangen.

Abgesehen von der kirchenpolitischen Absicht des Buches, welche als solche schon eine gewisse Einseitigkeit der Perspektive bedingt, finden sich im Buch zahlreiche Unrichtigkeiten. Unter anderem wird behauptet, der frühere Bischof von St. Pölten Kurt Krenn sei bis zum Zeitpunkt der Visitation voll leistungsfähig gewesen; erst sein erzwungener Rücktritt und die damit verbundene Isolation habe zum gesundheitlichen Einbruch geführt (99). In Wirklichkeit war Bischof Krenn schon länger gesundheitlich angeschlagen. Das hauptsächliche Kriterium bei der Eignungsprüfung der verbliebenen Seminaristen

nach der vorübergehenden Schließung des St. Pöltner Priesterseminars sei es gewesen, ob sie zu Bischof Krenn halten würden oder nicht: Es ging „nicht um ein gründliches Auswahlverfahren, sondern nur darum, alle Bewerber, die zu Bischof Krenn stehen, nach Möglichkeit auszusondern“ (32) – auch dies ist nachweislich falsch. Nicht am 28. Juni 2007 vollendete Altbischof Krenn das 70. Lebensjahr, wie irrtümlich behauptet wird (169), sondern bereits am 28. Juni 2006; am 28. Juni 2007 feierte er hingegen das 20-Jahr-Jubiläum seiner Bischofsweihe, was im Buch gar nicht erwähnt wird.

Außerdem wird im Buch „Der Wahrheit die Ehre“ durchgehend übersehen, dass gerade die Detailergebnisse der Apostolischen Visitation aus Gründen der Diskretion und des Persönlichkeitsschutzes nicht öffentlich-medial präsentiert werden konnten, sondern nur dem Heiligen Stuhl als Auftraggeber zur Kenntnis gebracht wurden, und insofern der im Buch vermittelte Eindruck auch trügen kann, als ob der damalige Visitator und jetzige Diözesanbischof Klaus Küng in der Sache falsch und ungerecht entschieden habe.

Leider ist es wahr, dass maßgebliche Kreise auch in der Kirche Österreichs die schlussendliche Abberufung des St. Pöltner Bischofs durch Papst Johannes Paul II. als einen „Sieg“ in ihrer Sache gefeiert haben. Die Darstellung des Buches ist dennoch zu klischeehaft und undifferenziert und setzt voraus, dass es keine Missstände vor allem im Priesterseminar der Diözese St. Pölten gegeben hätte, aufgrund derer eine päpstliche Visitation gerechtfertigt gewesen wäre.

Der St. Pöltner Altbischof Kurt Krenn hat sich unbestreitbare Verdienste für die Kirche Österreichs und der Diözese St. Pölten erworben und verdient auch weiterhin Wertschätzung, Gebet und Unterstützung. Nicht jedoch kann man dem Altbischof von St. Pölten helfen, wenn man seinen Nachfolger Bischof Küng angreift und auch den Heiligen Vater, wie dies im Buch geschieht. Denn darin offenbart sich letztlich eine schismatische Grundhaltung.

Die Frage bezüglich dieses Werkes ist daher sowohl den mitwirkenden Autoren als auch dem Herausgeber zu stellen: „Cui bono?“

*Dr. theol. habil. Josef Spindelböck
Kleinhain 6
3107 St. Pölten-Traisenpark
Österreich*

WERNER FREISTETTER / RUDOLF WEILER (Hg.)

Mensch und Naturrecht in Evolution

Wien / Graz, Neuer Wissenschaftlicher Verlag 2008

350 Seiten, kartoniert, Preis 44,80 EUR

ISBN-13: 978-3-7083-0520-2

Bestellungen sind möglich direkt bei office@amedia.co.at oder überall im Buchhandel.

Vom 20. bis 22. September 2007 wurde im Bildungshaus St. Gabriel in Mödling (Niederösterreich) das 8. *Internationale Johannes-Messner-Symposion* zum Thema „Mensch und Natur-

recht in Evolution“ abgehalten. Veranstaltet wurde das Symposion von der Johannes-Messner-Gesellschaft, der Joseph-Höfner-Gesellschaft, der Gesellschaft für Ganzheitsforschung, dem Internationalen Theologischen Institut für Studien zu Ehe und Familie in Gaming (ITI), der Philosophisch-Theologischen Hochschule St. Gabriel sowie der Japanischen Johannes-Messner-Gesellschaft aus Nagoya.

Nun ist in einem Sammelband die Dokumentation der bei dieser Veranstaltung gehaltenen Vorträge und Referate erschienen, erweitert durch Beiträge von Autoren, welche sich dem naturrechtlichen Anliegen in der Tradition Johannes Messners besonders verbunden wissen.

Wie der Erzbischof von Wien, *Christoph Kardinal Schönborn*, in seinem Grußwort schreibt, müsse man sich zur friedlichen Lösung der Probleme des Zusammenlebens sowohl auf den in der Heiligen Schrift bezeugten Offenbarungsglauben besinnen als auch auf die allen Menschen zugänglichen Vernunft-einsichten mittels der Erfahrung, d.h. sinngemäß eben auf das Naturrecht.

Die Herausgeber, *Msgr. Werner Freistetter und Univ.Prof. em. DDr. Rudolf Weiler*, zeigen in ihrer Einleitung die Brisanz des Evolutionsthemas auch für den ethischen Diskurs auf. Die Frage nach der Existenz des Menschen könne in evolutionärer Sicht nur unzureichend und unvollständig behandelt werden. Vernunft und Erfahrung seien erstens aus einer methodischen Beschränktheit auf die sog. exakten Naturwissenschaften zu befreien und zweitens auf den christlichen Offenbarungsglauben hin zu öffnen.

Herbert Schambeck, langjähriger Vorsitzender des österreichischen Bundesrates und Professor emeritus für Öffentliches Recht, Politische Wissenschaften und Rechtsphilosophie an der Universität Linz, stellt sich dem Thema „Naturrecht in Zeitverantwortung“. In Österreich bestehe ein Indifferentismus „nicht allein betreffend die Form, sondern auch betreffend den Inhalt des Verfassungsrechts“ (24), denn es könne jeder Rechtssatz unabhängig von seinem Inhalt Verfassungsrang erhalten. Damit würden jedoch Grundprinzipien des menschlichen Zusammenlebens einer relativistischen Infragestellung ausgesetzt. Eine Neubesinnung auf das Naturrecht sowohl im formellen als auch im materiellen Sinn sei nötig, wozu Johannes Messner und auch der gegenwärtige Papst Benedikt XVI. den Weg weisen.

Rudolf Weiler, emeritierter Professor für Ethik und Sozialwissenschaften an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Wien und direkter Nachfolger Rudolf Messners auf diesem Lehrstuhl, illustriert in seinem Beitrag „Der Mensch und das Naturrecht in Entwicklung“ das Generalthema des Symposions. Er weist auf die aktuelle Diskussion um Schöpfung und Evolution hin, welche durch kritische Fragen von Kardinal Schönborn aufs Neue angestoßen worden ist. Was die Erkenntnis der Naturrechtsprinzipien betrifft, so gebe es tatsächlich eine Entwicklung dieser Erkenntnis im jeweiligen Rechtsbewusstsein. Der Naturrechtsgedanke in seiner recht verstandenen Konstanz und Dynamik widersetzte sich jedoch der Dominanz eines evolutionistischen Menschenbildes.

Anton Rauscher, Direktor der Katholischen Sozialwissenschaftlichen Zentralstelle in Mönchenglöblich und emeritierter Professor für Christliche Soziallehre an der Universität Augsburg, analysiert die Themenperspektive „Benedikt XVI. und das natürliche Sittengesetz“. Im theologischen Denken Joseph Ratzingers gebe es eine Entwicklung, die von einer immer stärker werdenden Wertschätzung für die kirchliche Soziallehre gekennzeichnet sei. Bereits als Präfekt der Glaubenskongregation

aber auch als Papst Benedikt XVI. habe er explizit immer wieder vor dem Relativismus der Werte gewarnt und auf die Notwendigkeit des Naturrechts verwiesen.

Karl-Heinz Peschke, emeritierter Prof. für Ethik und Moraltheologie an mehreren internationalen Universitäten und Hochschulen (Divine Word Seminary in Tagaytay City, Philippinen; Päpstliche Universität Urbaniana in Rom; Theologische Hochschule St. Gabriel, Mödling bei Wien; Philosophisch-Theologische Hochschule Sankt Augustin bei Bonn; Philosophisch-Theologische Hochschule Benedikt XVI., Heiligenkreuz) widmet sich dem Thema „Unveränderlichkeit und Dynamik des Naturrechts“. Die Unveränderlichkeit gelte für all jene Prinzipien des Naturrechts, „die sich aus den unwandelbaren Elementen der menschlichen Natur ableiten“ (105). Es gebe gemäß der Berufung des Menschen, an der Entfaltung der Welt im Dienste von Gottes Schöpfungswerk mitzuarbeiten, jedoch auch immer wieder neue Anforderungen naturrechtlicher Art, weshalb man in dieser Hinsicht auch von einer Dynamik des Naturrechts sprechen könne.

Lothar Roos, emeritierter Professor für christliche Gesellschaftslehre in Bonn und weiterhin tätig als Leiter des Instituts für Familienwissenschaften an der Gustav-Siewerth-Akademie in Weilheim-Bierbrunn, befragt in seinem Beitrag die Problematik von „Christliche Naturrechtsphilosophie im Spannungsfeld von Relativismus und Fundamentalismus“. Nach einem historischen Überblick und einer Analyse der geistigen Situation der Gegenwart stellt er die „kulturbildende Kraft der christlichen Naturrechtslehre“ heraus, um so die bleibenden Werte des Menschseins in dessen Gottes- und Vernunftbezug neu zu entdecken und für das persönliche und soziale Leben fruchtbar zu machen.

Erwin Fröhlich und Hannes Pichler von der Gesellschaft für Ganzheitsforschung thematisieren in ihrem Beitrag „Naturrecht und ganzheitlicher Rechtsbegriff“ verschiedene historisch-begriffliche Aspekte des Naturrechtsverständnisses und seiner Kritik. Ganzheitlich gesehen sei das Naturrecht wesentlich „gesolltes Recht“ und komme in logischer Bestimmtheit vor dem „positiven Recht“, welches auf das Naturrecht verpflichtet bleibt.

Hideshi Yamada, nichtchristlicher Professor für Rechtsphilosophie und Naturrechtslehre an der SVD-Universität Nanzan in Nagoya und Präsident der Japanischen Johannes-Messner-Gesellschaft, widmet sich der Thematik „Mensch und Naturrecht in Entwicklung aus Sicht eines japanischen Naturrechtlers“. In Bezugnahme auf Thomas von Aquin und neuere Autoren wie Arthur Kaufmann und Alfred Verdross stellt Yamada in sachkundiger Weise die Auffassung Johannes Messners dar und zeigt damit, dass er ein kongenialer Diskussionspartner ist. Der Geschichtlichkeit des Menschseins liege eine Konstante zugrunde, ein Wesenskern des Menschen, welcher alle geschichtlichen Entwicklungen überdauert und ein bleibender Bezugspunkt für das naturrechtliche Verständnis ist.

Josef Spindelböck behandelt das Thema „Der Begriff ‚Entwicklung‘ in der Soziallehre der Kirche“ und stellt darin Inhalt und Aktualität des von Paul VI. vertieften Entwicklungsbegriffs anlässlich des 40-Jahr-Jubiläums von „*Populorum progressio*“ heraus. Es geht um eine ganzheitliche Sicht der menschlichen Person und der sozialen Zusammenhänge, wodurch nicht nur die materielle und ökonomische Ebene der Entwicklung angesprochen wird, sondern auch die geistig-kulturelle Ebene, einschließlich der Offenheit des Menschen und aller Menschen für Gott.

Auch der inzwischen verstorbene Sozialethiker *Johannes Michael Schnarrer* ist mit einem Beitrag im Sammelband vertreten: „Entwicklung, Ethik und Familie in Evolution“ lautet seine Frageperspektive. Aufbauend auf einer begrifflichen Klärung benennt er Sittlichkeit und Freiheit als Kulturaufgaben und geht dann nach einer Interpretation des Sittlichen ein auf die Fragen von Familie und Gesellschaft, wobei er das Familienbild der Moderne kritisch hinterfragt und die Funktionalität von Wirtschaftsordnung und Unternehmertum beleuchtet, um sich dann dem Spezifikum eines sog. „Familienunternehmens“ zu widmen.

Heinrich Beck, Leiter der Forschungsstelle für Interkulturelle Philosophie und Comenius-Forschung an der Universität Bamberg, untersucht „Das Verhältnis des Allgemeinen und Besonderen beim Naturrecht“, und zwar auf der ethisch-normativen Ebene, in seiner ontologischen „Tiefendimension“ und in seiner kulturphilosophischen „Breitendimension“. Gegenüber einer Fixierung auf den Kampf zur Durchsetzung von Rechten plädiert er für eine Wiederentdeckung der Dankbarkeit und Würde.

Rudolf Weiler behandelt in einem weiteren Beitrag „Das klassische traditionelle Naturrecht vor der Wahrheitsfrage angesichts von Naturrechtsirrtümern in der Geschichte der Menschheit“. Mit Johannes Messner und dem 2. Vatikanischen Konzil findet er eine Antwort in der „sehr allmählichen Entwicklung“ des Rechtsbewusstseins „der ganzen Menschheit und ihrer Kulturen in ihrer Wirklichkeit des Lebens“.

Ludger Müller, Ordinarius für Kirchenrecht an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Wien, untersucht in seinem Beitrag das Thema „Naturrecht und kanonisches Recht im Wandel“. Die Prinzipien und Normen des kirchlichen Rechts beziehen sich nicht nur auf menschliches und göttlich geoffenbartes Gesetz, sondern richten sich auch an der „lex naturalis“. Der Rekurs auf das Naturrecht im CIC zeigt sich vor allem im Ehe- und Vermögensrecht, aber auch im Hinblick auf die Grundlagen des kirchlichen Rechts als solchen, wie Müller anhand von Beispielen nachweist.

Hans-Joachim Türk, emeritierter Professor für Philosophie und Sozialethik an der Hochschule für angewandte Wissenschaften in Nürnberg, stellt sich dem Thema „Die politische Philosophie von John Rawls und die Katholische Soziallehre“. Gefragt wird nach Schnittmengen und Unterschieden im Hinblick auf den Begriff der Person und das Verständnis des Naturrechts. Eine 1:1-Übernahme des Gerechtigkeitskonzepts von Rawls in die katholische Soziallehre hält Türk weder für möglich noch für ratsam.

Als letzter Beitrag im Sammelband folgt die biographische Skizze von *Rudolf Messner*, Neffe von Johannes Messner und Professor für Schulungs- und Bildungsforschung an der Universität Kassel, zum Thema „Aus der Lebenskrise zum Schaffenshöhepunkt: Das ‚Naturrecht‘ als Frucht der Birminghamer Jahre“. Idee und Entstehung des monumentalen Werks Messners „Das Naturrecht“ sowie die Grundgedanken von Messners Naturrechtslehre werden in historisch-biographischer Genesis dargestellt.

Die vorliegende Dokumentation bietet die Chance sowohl eines ersten Vertrautwerdens als auch einer Vertiefung des Naturrechtsgedankens insgesamt und speziell in der von Johannes Messner vorgelegten Darstellung. Sein geistiges Erbe und sein Vermächtnis wirken weiter; das zeigte die Tagung in St. Gabriel und auch der Dokumentationsband der inhaltlichen Beiträge.

Josef Spindelböck

Zu Schlüsselfragen des Glaubens

Antworten aus der authentischen Lehre der Kirche in den Schriftenreihen

RESPONDEO

H. van Straelen SVD

Selbstfindung oder Hingabe

Zen und das Licht der christlichen Mystik

Nr. 1, 4. erw. Aufl. 1997, 144 S., € 9,-

W. Schamoni

Kosmos, Erde, Mensch und Gott

Nr. 3, 64 S., € 6,-

W. Hoeres

Evolution und Geist

Nr. 4, 174 S., 2. wesentlich erweiterte

Auflage 12,- €

J. Stöhr u. B. de Margerie SJ

Das Licht der Augen des Gotteslamms

Nr. 5, 72 S., € 6,-

L. Scheffczyk

Zur Theologie der Ehe

Nr. 6, 72 S., € 6,-

A. Günthör OSB

Meditationen über das Apostolische

Glaubensbekenntnis, Vater unser

und Gegrüßet seist du, Maria

Nr. 7, 136 S., € 9,-

J. Dörmann

Die eine Wahrheit und die vielen

Religionen · Nr. 8, 184 S., € 9,-

J. Auer

Theologie, die Freude macht

Nr. 9, 64 S., € 6,-

K. Wittkemper MSC

Herz-Jesu-Verehrung

Hier und Heute · Nr. 10, 136 S., € 9,-

Regina Hinrichs

Ihr werdet sein wie Gott

Nr. 11, 2. Aufl., 112 S., € 9,-

Walter Hoeres

Theologische Blütenlese

Nr. 12, 180 S., € 10,-

Walter Hoeres

Kirchensplitter · Nr. 13, 86 S., € 6,-

Walter Hoeres

Zwischen Diagnose und Therapie

Nr. 14, 324 S., € 12,-

Heinz-Lothar Barth

„Nichts soll dem Gottesdienst vorgezo-

gen werden“ · Nr. 15, 199 S., € 10,-

David Berger

Was ist ein Sakrament?

Thomas von Aquin und die Sakramente
im allgemeinen · Nr. 16, 116 S., € 8,-

Manfred Hauke

Das Weihesakrament für die Frau – eine Forderung der Zeit?

Nr. 17, 128 S., € 9,-

DISTINGUO

Walter Hoeres

Gottesdienst als Gemeinschaftskult

Nr. 1, 44 S., € 6,-

F.-W. Schilling v. Canstatt

Ökumene katholischer Vorleistungen

Nr. 2, 2. erw. Aufl., 46 S., € 6,-

Ulrich Paul Lange

Maria, die in der Kirche nach Chris-

tus den höchsten Platz einnimmt und

doch uns besonders nahe ist (Anspra-

chen) · Nr. 3, 93 S., € 6,-

Richard Giesen

Können Frauen zum Diakonats zuge-

lassen werden? · Nr. 4, 122 S., € 8,-

Joseph Overath

Hoffnung auf das Morgen der Kirche

Nr. 5, 76 S., € 6,-

Georg May

Kapitelsvikar Ferdinand Piontek

Nr. 6, 70 S., € 6,-

Joseph Overath

Erst Deformation, dann Reforma-

tion? · Nr. 7, 208 S., € 10,-

Georg May

Drei Priestererzieher aus Schlesien

Paul Ramatschi, Erich Puzik, Erich

Kleineidam · Nr. 8, 196 S., € 8,-

Wolfgang F. Rothe

Pastoral ohne Pastor?

Ein kirchenrechtliches Plädoyer wider

die Destruktion von Pfarrseelsorge,

Pfarrer und Pfarrei · Nr. 9, 158 S., € 9,-

QUAESTIONES NON DISPUTATAE

G. May

Die andere Hierarchie

Bd. II, 3 unv. Aufl. 1998, 184 S., € 12,-

Balduin Schwarz

Ewige Philosophie

Bd. III, 2000, 144 S., € 11,-

Bernhard Poschmann

Die Lehre von der Kirche

Bd. IV, 2000, Hrsg. von Prof. Dr.

G. Fittkau 344 S., € 14,-

Walter Hoeres

Wesenseinsicht und Transzendentalphilosophie

Bd. V, 2001, 178 S., € 12,-

G. Klein/M. Sinderhauf (Bearb.)

Erzbischof Johannes Dyba

„Unverschämt katholisch“

Band VI, 592 S., 3. Auflage

16,5 x 23,5 cm, Festeinband, € 17,-

Leo Kardinal Scheffczyk

Ökumene – Der steile Weg der Wahrheit

Band VII, 368 S., € 15,-

David Berger (Hrsg.)

Karl Rahner: Kritische Annäherungen

Band VIII, 512 S., € 19,-

Leo Kardinal Scheffczyk

Der Einziggeborene

Band IX, 232 S., € 12,-

Leo Elders

Gespräche mit Thomas von Aquin

Band X, 304 S., € 14,-

Walter Hoeres

Heimatlose Vernunft

Band XI, 320 S., € 14,-

Franz Proisinger

Das Blut des Bundes – vergossen für viele?

Band XII, 133 S., € 10,-

Klaus M. Becker

Erfülltes Menschsein: der wahre Kult

Band XIII, 103 S., € 9,-

W. Schamoni

Theologischer Rückblick

1980, 184 S., € 9,-

W. Schamoni

Die seligen deutschen Ordensstifterinnen des 19. Jahrhunderts

1984, 88 S., € 6,-

R. Baumann

Gottes wunderbarer Ratschluss

1983, 192 S., € 9,-

E. von Kühnelt-Leddihn

Kirche kontra Zeitgeist

1997, 144 S., € 11,-

Joh. Overath/Kardinal Leo Scheffczyk

Musica spiritus sancti numine sacrae

Consociatio internationalis musicae sacrae

hrsg. von Dr. G. M. Steinschulte

2001, 156 S., geb. € 5,-

Alfred Müller-Armack

Das Jahrhundert ohne Gott

2004, 191 S., € 12,-

Herausgeber: David Berger

In Zusammenarbeit mit der FG „Theologisches“ e.V.

Bestellung an: Verlag Franz Schmitt, Postfach 1831, 53708 Siegburg, Fax 0 22 41-5 38 91 · E-mail: verlagschmitt@aol.com